



SPRACH REPORT

P 20157 F

3/88

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

SPRACHPFLEGE – SPRACHAUFLÄRUNG

Über zwei Arten von Sprachkritik

Um praktische Sprachkritik zu treiben, muß man, wie der Blick in die Zeitungen beinahe täglich bestätigt, weder Sprachwissenschaftler noch Philosoph sein, obwohl das Wort *Sprachkritik* von »Profis« erfunden wurde. Zu nennen ist hier vor allem Fritz Mauthners dreibändiges Monumentalwerk »Beiträge zu einer Kritik der Sprache« von 1906 (2. Auflage) – für die Spalten des Feuilletons wohl etwas zu sperrig. Sprachkritik als Sache, d. h. als kulturelle Aktivität ist dagegen uralte, vermutlich so alt wie die Sprache selbst.

Sprachpflege

Feuilletonautoren, die in mehr oder weniger witzigen Glossen *Sprachblüthen*, *Modewörter* oder sonstige *Sprachdummheiten* aufspießen, würden sich selbst kaum als Sprachkritiker bezeichnen – eher schon als Sprachpfleger.

Doch müssen mit strengem Ernst und unerbittlicher Sprachpflege in Bann und Acht getan... werden: jene Welschworte.

Wer diesen Satz sagte, hat sicher etwas mit Erziehung im Sinn gehabt. Es war der als »Turnvater« bekannte Friedrich Ludwig Jahn, den Grimms Deutsches Wörterbuch hier unter dem Stichwort *Sprachpflege* zitiert, ein Stichwort *Sprachkritik* aber fehlt dort.

Definitionen der einen wie der anderen Bezeichnung helfen aber ohnehin nicht weiter, wenn man etwas über die Art und Weise herausfinden will, wie in den öffentlichen Medien über Sprache nachgedacht und Sprecher und einzelne Sprachgebräuche kritisiert werden.

Zwei sehr unterschiedliche Beispiele sollen hier einmal einander gegenübergestellt werden: eines aus den Rubriken Feuilleton und Leserbriefe und eines aus der Rubrik Forschung und Technologie, über die gemeinhin die Ansicht vorherrscht, sie habe es ausschließlich mit »harten Fakten«, nicht aber mit Sprache zu tun.

Erziehungsziel: Singular

Unter der Überschrift »Von Honigen und Drücken« beklagt Manfred Sack im Feuilleton der ZEIT vom 25. 3. 1988, daß Techniker und andere Spezialisten Pluralformen häufig auch dort verwenden, wo die allgemeine Sprache nur den Singular zuläßt. Nun aber drohe diese Unart auch in die Sprache der Öffentlichkeit überzuschwappen, obwohl sich »generalisierende Begriffe« und »Abstrakta« nicht »in den Plural versetzen lassen«. *Haushalte, Öffentliche Hände, Spielräume, Knäste, Zuwächse, Gelder, Ängste, Stäube, Wässer* – das alles ist »falscher Plural«, vor dem der Sprachpfleger uns – oder doch »die Sprache«? – bewahren will.

Für die »Techniker mit ihrer wohlbekannten Sprachphobie (oder -faulheit)« ist es ohnehin zu spät, meint M. Sack. »Der Singular, von den Spezialisten gespalten, verliert seine schöne Kraft.« Ist die Sprache ein Bollwerk, das uns vor der Vereinzelung, vor dem geistigen Verfall rettet – »da doch schon der Glaube an das eine Bewußtsein und an die eine Vernunft gestört ist« –, wenn wir nur fleißig den Singular verwenden?

Sollte man von öffentlichen Sprachkritikern nicht erwarten, daß sie wenigstens grob über Erlebnisse der Fachsprachenforschung, und damit über Sinn und Zweck der typischen Fachplurale informiert sind?

Wie diese Art der Sprachkritik, die Normen setzen will, ohne diese zu begründen, von den Lesern aufgefaßt wird, zeigen ein paar Leserbriefe, die die ZEIT am 22. 4. 1988 abdruckt. Hat sich M. Sack noch auf Sprecher(gruppen) und im großen und ganzen auf *inhaltliche* Aspekte der sprachlichen *Formen* Singular und Plural bezogen, so wird in den Leserschriften die Kritik an den Formen zur Hauptsache: Ein Wort soll nicht »verunstaltet«, sondern ihm soll eine (seine richtige) »Deklination zugebilligt« werden; eine bestimmte Pluralform »würde« der Leserbriefschreiber »allerdings gar nicht rügen«, eine andere »dagegen wiegt schlimmer«.

Man sieht, Sprachkritik heißt hier: Rügen, Noten verteilen, Rotstift, Erlauben und Verbieten, auch wenn die Sprachentwicklung sich von solcher Oberlehrerhaftigkeit kaum je hat beeindrucken lassen.

Plurale sind weder schlimm noch »sinnlos«, wie es in einer weiteren Zeitschrift heißt, sondern sie haben eine je besondere Aufgabe zu erfüllen, die sich nicht in ausdrucksseitiger Wiedergabe einer inhaltlichen Quantität erschöpft, sondern oft stilistischer oder rhetorisch-kommunikativer Natur ist.

Wäre der Singular in dem Beispiel »Im Städtekrieg, unter dem vor allem

die Zivilbevölkerungen leiden ...« dem tausendfachen Leid, das man sich hier ja wohl vorzustellen hat, tatsächlich angemessener? Der Singular kann u. U. auch dazu verwendet werden, eine Menge schrecklicher Einzelfälle zu verschleiern. M. Sack hat uns belehrt, daß der Singular auch der Verallgemeinerung dient – dann ist es nur konsequent, wenn ein Sprecher, der eben diese Verallgemeinerung *nicht* ausdrücken will, den Plural verwendet.

Sprachaufklärung

In einem Artikel mit der Überschrift »Menschen – Klone – Sensationen. Die neuen Techniken der Fortpflanzungsmedizin: erste Schritte auf dem Weg zum Menschen nach Maß« (ZEIT vom 22. 4. 1988) vermutet man alles andere als Sprachkritik. Und doch: die Autorin Charlotte Kerner befaßt sich darin nicht nur mit technischen Sachverhalten, sondern auch mit deren gesellschaftlichen Auswirkungen; da scheint der Weg zum Nachdenken über die Wörter, mit denen Fachleute einerseits und Journalisten andererseits das Neue auf den Begriff zu bringen versuchen, nicht mehr weit.

Babies aus der Retorte?

Um die Bezeichnung *Retortenbaby* geht es da, die »zwar griffig und spektakulär« ist, »aber falsch«, denn dieses Baby hat nur die ersten 48 Stunden außerhalb des Mutterleibs in einer Nährlösung (»in vitro«) zugebracht; die Künstlichkeit, die das Wort *Retorte* nahelegt, läßt sich allenfalls auf die Umstände der Zeugung beziehen, das Baby selbst ist so »natürlich« wie alle anderen auch. Mit genetischen Manipulationen hat dies jedenfalls nichts zu tun, doch dieser Zusammenhang wird durch ein weiteres Wort erneut nahegelegt: *Reproduktionsmedizin*. Ch. Kerner erläutert über die Sache hinaus auch, daß es zu diesem neuen Ausdruck durch eine nicht ganz glückliche Übersetzung gekommen ist: »Dieser technisch klingende Begriff fand erst Anfang der achtziger Jahre Eingang in die deutsche Sprache. Er ist eine Übersetzung des englischen Fachausdrucks *Reproductive Medicine* und bedeutet eigentlich Fortpflanzungsmedizin.«

Aus der technisch klingenden Form eines sprachlichen Ausdrucks kann man also nicht automatisch auf einen entmenschlichend technischen Umgang mit Zeugung und Geburt schließen.

Die Erfindung des Prä-Embryos

Bei einem anderen neuen Wort aber erfährt der Leser von Ch. Kerner etwas

Alarmierendes, das dem Wort äußerlich nicht anzusehen ist: *Prä-Embryo*, ein Vor-Embryo?

»Bei dem Wort Embryo denkt der Laie eher an die individuelle Gestalt bis zum 3. Monat ihres Lebens als Embryo«, so die Richtlinien der Bundesärztekammer. Mit diesem Bild vor Augen löst das Wort »Embryonenforschung« schnell Abwehr aus. Genetische Experimente sollen denn auch nach dem diesjährigen »Entwurf für ein Embryonenschutzgesetz« der Bundesregierung verboten sein. Dennoch, so berichtet Ch. Kerner, gibt es »eine internationale Lobby, die für Experimente an menschlichen Embryonen«, vor allem in ihrem frühesten Entwicklungsstadium, eintritt. In diesem biologisch definierbaren Zeitraum der ersten vierzehn Tage nach der Befruchtung – die Zellen sind noch nicht nach Körperfunktionen differenziert, es hat noch keine Einnistung stattgefunden u. a. – handele es sich nach Ansicht dieser Lobby »genau genommen« noch nicht um einen Embryo, sondern vielmehr um ein Stück Körpergewebe, auf das das gesetzliche Verbot gar nicht angewendet werden könne. Es handele sich eben – und nun begreift man allmählich die Gründe dieser Namengebung – um einen »Prä-Embryo«.

Obwohl es sich bei Fortpflanzungsmedizin und Gentechnologie um gesellschaftlich wichtige Themen handelt, über die eine demokratische und allgemein verständliche Diskussion gewährleistet sein muß, scheint es, daß Mediziner und Gentechnologen mit ihren willkürlichen Definitionen und Grenzfestlegungen am Wortverständnis der Allgemeinheit vorbeigehen; die Sprachgemeinschaft als Ganzes hat mit den Wörtern *Embryo*, *Individuum*, *Fötus*, *Mensch* einerseits und mit *Samenzelle*, *Eizelle*, *Zellgewebe* andererseits die ethischen Unterscheidungsmerkmale Persönlichkeit und Menschenwürde zur Hauptsache gemacht.

Die Sprachkritikerin Ch. Kerner fragt nach der Entstehung von Bezeichnungen, noch bevor wir uns blindlings an ihren Gebrauch gewöhnt haben: Wer hat so ein Wort wie *Retortenbaby* oder *Prä-Embryo* geprägt? Welche Entscheidungen über das Äußere eines Worts fallen bereits beim (allzu mechanisch-wörtlichen) Übersetzen ins Deutsche? Welche Motive (juristische, forschungspolitische, ...) stecken hinter den Benennungen?

Vielleicht sind dies die Fragen, die wir »unserer Sprache« schuldig sind. Wer Sprache nur als formales Gebilde vor (scheinbarer) Unordnung bewahren will, wer die Wortinhalte den »Experten« oder den Boulevardjournalisten überläßt und sich stattdessen mit

dem Anstreichen »falscher« Pluralformen beschäftigt, dem ist vielleicht noch nicht ganz klar geworden, in welchem Ausmaß unsere soziale und unsere geistige Existenz an die Sprache gebunden ist.

Ulrike Haß

Literaturhinweis

Hans Jürgen Heringer: Sprachkritik – die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: Hans Jürgen Heringer (Hrsg.), Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen (Gunter Narr) 1982, S. 3–34

»IVF-Kind« statt »Retortenbaby«

360 Vorschläge für ein angemesseneres Wort als *Retortenbaby* sind bei der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden eingegangen. In Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe zur Terminologie der sog. Reproduktionsmedizin an der Universität Frankfurt (Prof. Dr. H. D. Schlosser) kürte die GfdS »IVF-Kind« (»In-vitro-Fertilisation«, Befruchtung im Reagenzglas) zum Favoriten. In einer Presseerklärung der GfdS heißt es:

Ausdrücklich wendet sich die GfdS gegen die Vermutung, es sei ihr bei dieser Aktion um eine Verharmlosung neuer medizinischer Entwicklungen und ihrer Mißbrauchsmöglichkeiten gegangen. Nach wie vor und eher noch verstärkt sollte die Öffentlichkeit versuchen, einen in mancher Hinsicht fragwürdigen Fortschritt auch sprachlich wieder unter kritische Kontrolle zu bekommen. Das erfordert in manchen Fällen durchaus auch einen grellen Wortgebrauch; der aber ist dort unangemessen, wo wie im Falle des IVF-Kindes das schwächste und letztlich unschuldige Glied einer Kette getroffen wird. Aus Sorge vor unkritischen Assoziationen wurde eine nicht geringe Zahl von Vorschlägen zurückgewiesen, die das in vitro gezeugte Leben gewollt oder ungewollt zur künftigen Idealform stilisiert hätten.

Insgesamt bewertet die GfdS diese Aktion als einen Erfolg, weil sich gezeigt hat, daß in weiten Kreisen ein großes Interesse an einem überlegten Sprachgebrauch, vor allem in den Medien, besteht.

VON »ABDIRIGIEREN« BIS »ZYKLON B«: NS-DEUTSCH

Karl-Heinz Brackmann/
Renate Birkenhauer:
NS-Deutsch. »Selbstverständliche«
Begriffe und Schlagwörter aus der
Zeit des Nationalsozialismus.
Straelen: Straelener Manuskripte
Verlag 1988. 223 S., brosch.,
DM 22,80

Die Zahl der einschlägigen Publikationen beweist es: Das Interesse am Thema »Deutsche Sprache während der NS-Zeit« ist hierzulande auch ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen rege und fruchtbar geblieben. Hierzulande – das soll heißen: in der Bundesrepublik Deutschland (in der DDR nämlich ist es, nachdem dort sehr früh schon grundlegende Arbeiten zu diesem Themenkreis erschienen waren, seit Jahrzehnten leider auffallend still um dieses Thema geworden).

Soeben erschienen ist im Kölner Bund Verlag die Untersuchung des Berliner Literaturwissenschaftlers Gerhard Bauer über »Sprache und Sprachlosigkeit im Dritten Reich«. SPRACHREPORT wird auf dieses Buch in einer der nächsten Ausgaben zurückkommen. Weiterhin liegt seit einigen Wochen schon ein Buch vor mit dem Titel »NS-Deutsch. »Selbstverständliche« Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus«. Auf diese verdienstvolle Publikation soll hier nachdrücklich und empfehlend hingewiesen werden. Nicht zuletzt auch deshalb, weil dieses Wörterbuch in einem kleinen, wenig bekannten (und somit auch nur wenig werbungintensiven) Verlag erschien (Straelener Manuskripte Verlag, Straelen/Niederrhein); obendrein ist es, wie ich meine, in dieser Zeit der immer teurer werden Fachliteratur erstaunlich preiswert (DM 22,80).

Auf mehr als 200 Seiten enthält das Buch ein Glossar mit fast 2500 Stichwörtern (darunter Abkürzungen, Wortgruppen-Lexeme und Wendungen bzw. Redensarten). Den größten Anteil daran haben die spezifischen Wörter des öffentlichen NS-Sprachgebrauchs. Erfasst sind daneben aber auch viele Wörter aus dem Bereich der (gelegentlich oppositionellen, häufig satirisch-



25 Jahre

Ankündigung

»Deutsche Gegenwartssprache – Tendenzen und Perspektiven«

Internationale Jahrestagung 1989 des Instituts für deutsche Sprache
21.–24. Februar 1989
im Kongreßzentrum Rosengarten, Mannheim

25 Jahre Institut für deutsche Sprache – 25 Jahre linguistische Erforschung der deutschen Gegenwartssprache. »Deutsche Gegenwartssprache – Tendenzen und Perspektiven« ist deshalb das Thema der Jahrestagung 1989. Da es kaum möglich ist, die deutsche Gegenwartssprache im Rahmen einer einzelnen Tagung umfassend dokumentierend darzustellen, wird aus unterschiedlichen Forschungsansätzen eher mosaikartig zusammengetragen, unter welchen Einflüssen das heutige Deutsch steht, unter welchen Einflüssen es sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat und weiter entwickelt. Eine solche Fragestellung geht davon aus, daß unsere Sprache kein homogenes System ist, sondern ein vielfach geschichtetes, für verschiedene kommunikative Zwecke jeweils differenziertes soziales Gebilde. So wie sich Sprache unter dem Einfluß gesellschaftlicher Veränderungen wandelt, so beeinflussen sich auch verschiedene Domänen der Sprache wechselseitig und schließlich wandeln sich auch die Sehweisen, auf deren Hintergrund die Linguistik sprachliche Phänomene kategorisiert und analysiert hat.

Anfragen und Anmeldungen bitte an:

Institut für deutsche Sprache – Jahrestagung 1989 – Postfach 101621,
D-6800 Mannheim 1, Tel.: 0621/4401-0

Folgende thematische Schwerpunkte sind vorgesehen:

- Gegenwartssprache aus der Sicht linguistischer Theorien
- fachsprachliche Einflüsse auf die Gemeinsprache
- »semantische Kämpfe« im öffentlichen Sprachgebrauch
- Zeitgeschichte und Wortgeschichte
- Sprache in den Medien
- Sprache in der Literatur
- Schriftsprache
- Rhetorik
- Qualitätsverlust und -konstanz in der Sprache
- Fremdwort-Lehnwort-Diskussion
- Entwicklung und Reform der Rechtschreibung

Ein halber Tag ist schließlich der deutschen Gegenwartssprache unter dem Aspekt arealer Differenzierungen gewidmet: das Verhältnis von Standardsprache und Mundarten wird aus der Sicht Österreichs, der Schweiz, der DDR und der Bundesrepublik Deutschland untersucht.

Schließlich finden auch Rückblick auf 25 Jahre sprachwissenschaftliche Forschung am IDS und die Diskussion über Perspektiven für die weitere Forschungsarbeit des Instituts im Tagungsprogramm ihren Platz.

sarkastisch geprägten) inoffiziellen Alltagssprache sowie aus dem spezifischen Sprachgebrauch der Menschen in den Massenvernichtungslagern – das betrifft sowohl die Sprache der Henker wie die ihrer Opfer. In größerem Umfang wurden auch Wörter aufgenommen, die auf einen anderen bestimmten Sprecherkreis begrenzt waren: gemeint ist das intern benutzte Vokabular der Tarnwörter der NS-Amtssprache, also Wörter des Typs »Sonderbehandlung«. Hier haben die Autoren Karl-Heinz Brackmann († 1985) und Renate Birkenhauer, soweit ich es übersehe, erstmals den Versuch unternommen, aufgrund intensiven Dokumenten- bzw. Quellenstu-

diums dieses spezielle Vokabular systematisch und umfassend festzuhalten. Den Stichwörtern folgen sehr knappe, in den meisten Fällen aber durchaus ausreichende Bedeutungsangaben, gelegentlich, wo notwendig, auch kurze sachliche Erläuterungen. Ein Sachbuch über die Zeit des Nationalsozialismus will und kann dieses Wörterbuch natürlich nicht sein. Bei vielen Stichwörtern sind aussagekräftige Belegbeispiele oder Quellenangaben verzeichnet. Druckbild, Verweisensystem sowie einige Tabellen (mit Funktions- bzw. Dienstrangbezeichnungen in diversen Institutionen und Organisationen) erweisen sich als sehr benutzerfreundlich.

»NS-Deutsch« ist das zweite nach dem Weltkrieg erschienene Wörterbuch zum Sprachgebrauch während der Zeit des Nationalsozialismus. Cornelia Berning hatte in den frühen sechziger Jahren unter dem Titel »Vom ›Abstammungsnachweis‹ zum ›Zuchtwart‹. Vokabular des Nationalsozialismus« das erste einschlägige Wörterbuch erarbeitet. Dieses seinerzeit sehr verdienstvolle Unternehmen erweist sich inzwischen in mancher Hinsicht als lückenhaft und unausgeglichen, problematisch auch in einigen Bedeutungsangaben. Das jetzt erschienene Wörterbuch von Brackmann/Birkenhauer überzeugt durch die Quantität der Stichwörter (mehr als das Doppelte im Vergleich zu Berning) ebenso wie durch die Qualität der Erläuterung. Dem Unternehmen der Autoren kam offensichtlich der Umstand zugute, daß es unmittelbar aus der Sprachpraxis hervorgegangen ist, und zwar aus der Sprachpraxis von Übersetzern. Der Umgang von (zumal jüngeren) Übersetzern mit Texten aus der NS-Zeit oder über diese hatte sich in den letzten Jahren in zunehmendem Maße immer wieder als problematisch erwie-

sen. Häufig stießen sie auf Wörter oder Wendungen, die ihnen unbekannt waren und die (verständlicherweise) in keinem neueren Wörterbuch verzeichnet sind. Diese Wörter wurden gesammelt, aufgelistet; die Listen kreisten unter Übersetzern einschlägiger Texte, wurden immer wieder modifiziert und erweitert. Sie bildeten schließlich die Grundlage dieses Glossars, das im Zusammenhang mit dem »Europäischen Übersetzer-Kollegium Straelen« entstand und in erster Linie als Hilfsmittel für Übersetzer konzipiert und gedacht ist. Das Buch gehört aber als wichtiges Hilfsmittel nicht nur in die Hand des Übersetzers; für Lehrende und Lernende, für Historiker, für alle am Thema »Drittes Reich« Interessierten wird es sich als wertvoll und nützlich erweisen.

Renate Birkenhauer weist im kurzen, informativen Vorwort darauf hin, daß man natürlich nur zu gut wisse, daß das Wörterbuch unvollständig sei. Aber das ist schließlich die Eigenart eines jeden Wörterbuchs. Die Autorin will mit ihrem Hinweis aber vor allem andeuten, daß am Glossar weitergearbeitet wird, daß eine zweite Auflage ins

Auge gefaßt ist, für die man sich kritische wie ergänzende Hinweise vor allem von Zeitzeugen erhofft. Was die Vollständigkeit des Glossars schließlich betrifft – auch der Experte wird hier kaum Wichtiges vermissen. Mir fiel ein, daß ich als Winzling von den Eltern in die »Kinderschar« geschickt worden war. Also schlug ich im Wörterbuch nach und glaubte schon, eine Lücke aufgespürt zu haben: Unter K ist »Kinderschar« nicht verzeichnet. Der Irrtum, wie sich schnell erwies, lag bei mir: Das war nicht einfach die »Kinderschar«, zu der ich gehörte, sondern – »selbstverständlich«! – die »Deutsche Kinderschar«. Unter D mußte nachgeschlagen werden. Und dort ist dann zu lesen:

Deutsche Kinderschar, auch »Reichskükenschar« genannt. Kindergruppe der NS-Frauenschaft zur Betreuung 6- bis 10jähriger.

Michael Kinne

Dr. Michael Kinne ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache

ERWERB DER SCHRIFTSPRACHE – NEUE TECHNIKEN

Lesen und Schreiben lernen mit Hilfe computerunterstützter Medien

Trotz allgemeiner Schulpflicht und – in den letzten Jahren – günstigeren Lehrer-Schüler-Relationen an den Schulen ist die Zahl der lese- und (recht-)schreibschwachen Schüler und Erwachsenen in der Bundesrepublik Deutschland noch immer erschreckend hoch. Die Zahl der sogenannten erwachsenen deutschsprachigen Analphabeten wird von der UNESCO auf 600 000 bis 3 Millionen geschätzt.

Lesen und Schreiben aber sind auch oder gerade in einer Zeit des rasanten technologischen Wandels Schlüssel zum schulischen und beruflichen Erfolg. Aufgrund der Forderung nach frühzeitiger beruflicher Orientierung wird an vielen weiterführenden Schulen bereits »Computer-Wissen« vermittelt und der Einsatz des Computers in bestimmten Fächern forciert. In den Grundschulen dagegen – also auch für den Erwerb elementarer Lese- und Schreibkenntnisse – ist der Einsatz von Computern bisher weitgehend tabu.

Welche Möglichkeiten bestehen und welchen Sinn es hat, sich die neuen Technologien – sprich: computerunterstützte Medien – für die Prophylaxe und Therapie von Lese-(Recht-)schreibschwäche schulisch und außerschulisch dienstbar zu machen, war Thema des Symposions »Neue Techniken zum Erwerb der Schriftsprache«, zu dem der Arbeitskreis Leseförderung in Zusammenarbeit mit dem Germanistischen Institut der Technischen Hochschule Aachen eingeladen hatte.

Beamte der Schulaufsichtsbehörden, Mitarbeiter der Schulpsychologischen Dienste und Erziehungsberatungsstellen, Wissenschaftler sowie Praktiker aus Schule und Weiterbildung konnten sich vor Ort über eine Reihe derzeit verfügbarer Soft- und Hardware-Lösungen für computerunterstütztes Lesen- und Schreibenlernen informieren und über unterschiedliche didaktisch-methodische Ansätze computerunterstützten Lese- und Schreibunterrichts in der Schule diskutieren.

Situation

Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern tabuisieren die Erlasse der Kultusministerien in der Bundesrepublik den Einsatz des Computers in der Grundschule und machen diese zur »computerfreien Zone« (Prof. Kochan). Gegenüber den Sonderschulen, für die der Computer als neues »Unterrichtsmedium« – auch für das Lesen- und Schreibenlernen – akzeptiert ist, gibt es an den Grundschulen kaum Erfahrungen mit dem Einsatz computerunterstützter Medien.

Wissenschaftliche und unterrichtspraktische Literatur zum computerunterstützten Schriftspracherwerb wie z. B. in Großbritannien liegt in der Bundesrepublik kaum vor; empirische Untersuchungen fehlen.

Ansätze

Der Einsatz des Computers zur Unterstützung des Lesen- und Schreibenler-

nens innerhalb der Grundschule und außerhalb der Schule wäre denkbar in den Funktionen als

- Unterrichtsmedium oder
- Werkzeug der Kinder/Erwachsenen.

In der Funktion als *Unterrichtsmedium*, »die der Computer z. B. erhält, wenn man die Kinder ein Lehr- oder Übungsprogramm durcharbeiten läßt« (Prof. Kochan) finden wir den Computer bereits an Sonderschulen und in der Therapie mit lese-(recht-)schreibschwachen Schülern und Erwachsenen.

In der Funktion als *Werkzeug* der Kinder/Erwachsenen, »die der Computer z. B. erhält, wenn man die Kinder mit einem Textverarbeitungsprogramm ihre eigenen Texte schreiben läßt« (Prof. Kochan), ist der Computer an unseren Schulen bisher verpönt.

Im Rahmen der neueren Forschung zum Lesen- und Schreibenlernen und den darauf aufbauenden didaktischen Überlegungen könnte der Computer in der Funktion des kreativen Werkzeugs in der Hand der Kinder oder Erwachsenen zu einem wichtigen Helfer auf ihrem Weg zur Schrift werden.

Angebote

Wie – unter den gegebenen bildungspolitischen Rahmenbedingungen – nicht anders zu erwarten, läßt sich die während des Symposions vorgestellte Lernsoftware eindeutig der Funktion des Computers als *Unterrichtsmedium* zuordnen.

Mit Ausnahme der *computerunterstützten Gleitzeile als Hilfe beim Lesenlernen* und eines *Therapie-systems zur Behandlung hirnrorganisch bedingter Sprachstörungen* handelt es sich eher um Programme zur gezielten Rechtschreib-, nicht aber zur Leseförderung.

Die angebotenen Lernprogramme sind zudem für unterschiedliche Betriebssysteme geschrieben und somit von einem bestimmten Computertyp bzw. Betriebssystem abhängig.

Der Funktion des Computers als *Werkzeug der Kinder/Erwachsenen* kann die Hardware-Lösung der *computerunterstützten Gleitzeile* am ehesten gerecht werden, da sie es ermöglicht, Texte selbst zu erstellen und über die Gleitzeile lesen zu lassen.

Fazit

Über 250 Besucher – überwiegend aus Nordrhein-Westfalen – zeigen, daß ein großes Interesse besteht, mehr über die Möglichkeiten computerunterstützten Lesen- und Schreibenlernens zu erfahren.

Die Tabuisierung einer neuen Technologie für bestimmte Bevölkerungsgruppen, deren Tradition von der Antike bis in die heutige Zeit verfolgt werden kann, ist auch aus bildungspolitischen Gesichtspunkten nicht haltbar. Um qualitative Aussagen über das schriftsprachliche Potential computerunterstützter Medien machen zu kön-

nen, sind umfangreiche Untersuchungen auch an der Grundschule notwendig.

Voraussetzung dafür ist eine Änderung der Grundhaltung der Kultusministerien. Erste Ansätze in diese Richtung sind festzustellen.

Geeignete Lernsoftware kann sinnvollerweise nur im Dialog zwischen Herstellern und Anwendern erstellt bzw. verbessert werden. Eine »Informationsbörse, an der man die konkrete Anwendung des Computers im Unterricht diskutieren kann« (Prof. Jäger), wäre ein erster Schritt auf dem Weg zu diesem Dialog. Dem Symposium vom 9. März 1988 sollen weitere folgen.

Johannes Stoffers

Johannes Stoffers arbeitet z. Zt. an einem Alphabetisierungsprojekt am Lehrstuhl für Deutsche Philologie an der Technischen Hochschule Aachen

Nähere Informationen über das Symposium und die Aktivitäten des Arbeitskreis Leseförderung (AKL):

Germanistisches Institut der
RWTH Aachen
Herrn Stoffers
Eilfschornsteinstr. 15
5100 Aachen
Tel.: 0241/806072

DEUTSCHE SPRACHE – Singular oder Plural?

Wolfgang Fleischer, Professor für germanistische Linguistik an der Karl-Marx-Universität Leipzig, ist auch bei den Linguisten außerhalb der DDR schon lange kein Unbekannter mehr. Seine Bücher zur Wortbildung, zur Namenskunde, zur deutschen Phraseologie, in der DDR verbreitete Hochschullehrbücher, sind auch hierzulande anerkannt. Auch des Themas der ideologisch-gesellschaftlich bedingten Sprachdifferenzierung in den beiden deutschen Staaten hat sich Fleischer in einigen Aufsätzen sowie in dem Sammelband zur »Sprache der Gesellschaftswissenschaften« (1977)¹ angenommen.

Seit 1987 liegt nun ein neuer Band von ihm als Herausgeber vor, die Kollektivmonographie (so nennt man das in der DDR):

Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR – Fragen seines Aufbaus und seiner Verwendungsweise. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Wolfgang Fleischer. VEB Bibliographisches Institut Leipzig 1987.

Der Titel ist beinahe sensationell unsensationell. Denn seit die DDR Anfang der 70er Jahre auf Abgrenzungskurs ging, seit auch in ihrer Verfassung nicht mehr von deutscher Nation die Rede ist, galt in der Linguistik der DDR eine »Vier-Varianten-Theorie«: Analog zu der Herausbildung einer sozialistischen Nation in der DDR und einer bürgerlich-kapitalistischen Nation in der BRD entwickelten sich »vier nationalsprachliche Varianten: das Deutsche in der DDR, der BRD, in Öster-

reich und der deutschsprachigen Schweiz« – so Gotthard Lerchner aus Halle 1976. Nahezu zehn Jahre lang prägte diese These zahlreiche linguistische Beiträge zur Sprachentwicklung, wurde auf internationalen Kongressen vertreten, obwohl sowjetische Linguisten diese These kaum mittragen mochten und westdeutsche Kollegen ohnehin heftig widersprachen. Auch in der DDR gab es Gegenmeinungen und Diskussionen, jedoch wurden sie nach außen nicht sichtbar.

Schon 1983 überraschte W. Fleischer mit einem Tagungsbeitrag, in dem er sich unmißverständlich von jener Theorie distanzierte.² Es gelang ihm auch, zusammen mit vierzehn qualifizierten Germanisten – durchweg seine Schüler – in Leipzig ein mehrjähriges Arbeitsvorhaben zu etablieren, dessen Ergebnis eben der nun erschiene Band ist.

In der Tat: Von zwei Nationen ist nicht die Rede, von nationalsprach-

lichen Varianten ebensowenig. *Die Herausbildung der DDR, eines selbständigen sozialistischen Staates, ist eine historische Tatsache, und die Verwendung der deutschen Sprache als Staatssprache in verschiedenen Staaten ist eine andere historische Tatsache* (S. 14). Unmißverständlich S. 29: *Es gibt kein besonderes »DDR-Deutsch«, wie von manchen ... behauptet wird. Allerdings existiert die deutsche Sprache in der DDR auch nicht unberührt von spezifischen Verhältnissen ..., sie befindet sich ... in einer spezifischen Situation und wird durch diese Situation geprägt.*

Fleischers Konzept erweist sich als offen und tragfähig genug, um unter verschiedenen ausgewählten Aspekten Charakteristika des Sprachgebrauchs bestimmter sprachlicher Beobachtungsfelder herauszuarbeiten.

Auf Inhalt und methodisches Vorgehen kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Nur einige wenige Punkte seien hervorgehoben:

Zunächst: Man darf in diesem Band keine systematische Gesamt- oder auch nur Teildarstellung des aktuellen oder des spezifischen Wortschatzes der DDR erwarten. Es handelt sich um linguistisch-lexikologische Studien zu jeweils recht weit gefaßten Aspekten, die »exemplarisch« zu verstehen sind. Ein Vergleich mit dem Wortschatz der Bundesrepublik ist nicht beabsichtigt und auf der gewählten methodischen

Grundlage auch nicht möglich. So gibt es themenbedingt Abschnitte mit sehr starken Anteilen an DDR-spezifischem Vokabular, daneben andere mit äußerst geringem. Dem, der nicht schon Bescheid weiß, gibt der Band zur Frage der Ost-West-Differenzierung nur sehr indirekt Auskunft.

Insgesamt wirken die Studien sehr knapp, gestrafft, manchmal geradezu abgemagert. Vielleicht war die Umfangsvorgabe (336 Seiten) schon etwas knapp: Man wünscht sich oft mehr Beispiele, Belege, Begründungen zu den meist präzisen, überdies erfreulich verständlich geschriebenen Studien. Fiel auch das Wortregister dem Platzmangel zum Opfer? Man vermißt es.

Äußerst aufschlußreich für die neue, offenere, weniger »DDR-isolationistische« (W. Fleischér) Art des Herangehens an die Erforschung des eigenen (deutschen) Sprachgebrauchs ist vor allem der Hauptabschnitt 1 »Grundlagen«. W. Fleischer demonstriert hier, unabhängig davon, ob man ihm im einzelnen zustimmt oder nicht, daß Parteilichkeit auch dezent sein kann.

Die »Vier-Varianten-Theorie« ist tot. »Plurizentrismus« schlug Prof. Peter von Polenz auf der VIII. Internationalen Deutschlehrertagung in Bern³ als neuen Sammelbegriff vor: Die deutsche Sprachsituation sei dadurch gekennzeichnet, daß alle vier deutschsprachigen Staaten ihren spezifischen Beitrag zu dem leisteten, was für uns selbst,

noch mehr aber für das Ausland, als unverwechselbar deutsche Sprache, Literatur, Kultur erscheine. Wer wollte dem widersprechen? Prof. Wolf-Dietrich Hartung, prominenter Linguist vom Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der DDR, wollte in Bern jedenfalls nicht: *Also mit der These des Plurizentrismus bin ich völlig einverstanden.*

Die Diskussion geht weiter.

Manfred W. Hellmann

Dr. Manfred W. Hellmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache

Anmerkungen

- 1 Fleischer, Wolfgang (Hrsg.): Linguistische Untersuchungen zur Sprache der Gesellschaftswissenschaften (= Linguistische Studien). Leipzig 1977.
- 2 Fleischer, Wolfgang: Die deutsche Sprache in der DDR. Grundsätzliche Überlegungen zur Sprachsituation. In: D. Nerius (Hrsg.): Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert... (= Linguistische Studien, Reihe A, H. 111), 1983, S. 258–275.
- 3 Podiumsgespräch »Nationale Varianten der deutschen Hochsprache«. In: Ziele und Wege des Unterrichts in Deutsch als Fremdsprache – Sein Beitrag zur interkulturellen Verständigung. Tagungsbericht. (= VIII. Internationale Deutschlehrertagung Bern, August 1986). Bern 1987, S. 57–72.

Neue Bücher über Sprache

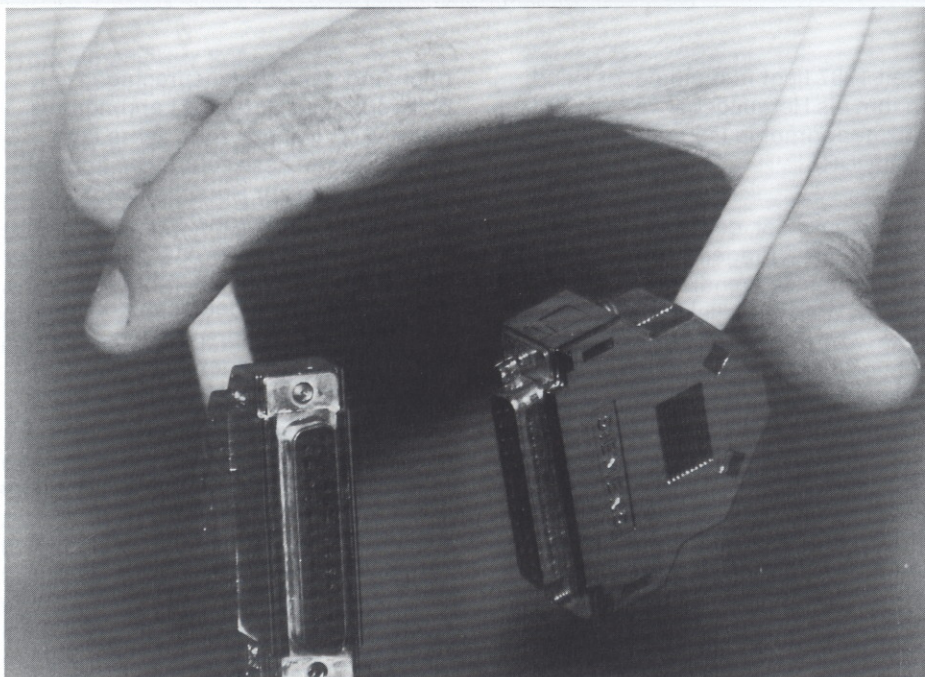


Foto: Biere, Institut für deutsche Sprache

Auch mit solchen Dingen hat es die moderne Sprachforschung zu tun. Dies ist eine besondere Art von »Modem«, das in der linguistischen Datenverarbeitung gebraucht wird: ein ... – Modem. Mehr darüber im nächsten Heft.

- Christian Begemann: Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. (Athenäum) 1987, 450 S., 98,- DM.
- Carsten Zelle: »Angenehmes Grauen«. Literaturhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert. Hamburg (Felix Meiner) 1987, 465 S., 68,- DM.
- Grundlagen der Methodik des Fremdsprachenunterrichts. Hrsg. von V. A. Buchbinder und W. H. Strauß, Leipzig (VEB Verlag Enzyklopädie) 1986, 264 S., 21,50 DM.

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,
Postfach 101621, 6800 Mannheim,
Tel.: 0621/4401-0
Redaktion: Bernd Ulrich Biere, Ulrike Haß,
Bruno Strecker, Wolfgang Teubert
Druck: Druckhaus Beltz, Hemsbach/Berg-
straße – ISSN 0178-664 X
Auflage: 3000
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 12,-; Einzelheft:
DM 4,-. Bezugsadresse: Institut für deut-
sche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12,
Postfach 101621, 6800 Mannheim 1

Die Sprache der »Betroffenheit«*

(Reaktion einer »betroffenen« Leserin):

Frage: – *Wie gefällt dir mein neues Buch?*

Antwort: – *Du, also, was du dadrin gesagt hast, kann ich mich halt echt auch irgendwo wiederfinden oder so, weil da is irgendwo auch n Stück Widersprüchlichkeit un sin... auch spontane Ängste von der Person her, so authentisch irgendwie, das is ganz wichtig, da weiß ich, frau ist selbst betroffen oder so.*

Die zentrale These dieses Beitrags ist:

Die moderne deutsche Betroffenheit und ihre Sprache ist eine Reaktion – eine späte Gegenreaktion auf jahrzehntelange, notorische Nichtbetroffenheit, die sich von der Naziherrschaft bis in die 80er Jahre erstreckt.

Alle anderen Aspekte der Betroffenheit – sprachliche, soziale, psychologische, historische – sollen diese These stützen.

Die bisherigen wissenschaftlichen, populärwissenschaftlichen und anderen Äußerungen zur Betroffenheit (alle Literatur ausführlich in Hinrichs 1984, 1986, 1987) hatten ein eher begrenztes Echo innerhalb des engeren Bereiches, etwa innerhalb der germanistischen Linguistik. In der allerjüngsten Zeit jedoch gibt es ein Echo, das weit über die Spezialdisziplin hinaus- und in die Öffentlichkeit hineinreicht:

- da zeigt sich der Psychologenverband aus Hamburg betroffen;
- da schreibt der Berliner »Tagesspiegel« über Betroffenheit und Sprache;
- da macht der Berliner SFB (Sender Freies Berlin) Interviews zur Sprache der Betroffenheit;
- der »Stern« greift ein und diskutiert die Betroffenheit auf der ersten Seite;
- die Frauenzeitschrift »Brigitte« nimmt Betroffenheit und Sprache auf;
- da schreibt sogar das Berliner »Info« der Freien Universität über Betroffenheit;
- schließlich veranstaltet die Landesnervenklinik in Berlin-Spandau eine ärztliche Fortbildung zum Thema *Die Sprache der Betroffenheit* (auf die auch dieser Beitrag zurückgeht).

Dies alles ist zum einen typisch für den oft sprunghaften Kulturbetrieb, zum anderen darf man aber doch die Reaktion insgesamt als ein Symptom sehen – ein Symptom für ein heißes Thema, das im besten Sinne betroffen macht und vor allen Dingen eine Show ist, eine Show um ein Wort und einen Begriff: *betroffen* und *Betroffenheit*: es ist das Zauberwort, das Reizwort, das Kodewort, die Formel des Zeitgeistes der 80er Jahre. Man ist betroffen, man zeigt sich betroffen, man redet betroffen, fast möchte man sagen: Man geht nicht mehr ohne Betroffenheit ist in.

Man lese die Presse von der »Bild«zeitung über den »Tagesspiegel«, den »Spiegel« und die »Zeit« bis hin zur »taz«, die Frauenzeitschriften und die Regenbogenpresse, man sehe das Gesundheitsmagazin Praxis, Berlin am Abend oder die Tagesschau, man lese das Feuilleton und die Kritiken des Kulturbetriebes, man höre RIAS oder das Bettgeflüster auf (dem Berliner Sender) 100,6 – alles strotzt von Betroffenheit. Der kirchliche Osterartikel im Berliner »Tagesspiegel« verwendete nicht weniger als siebenmal *betroffen* und *Betroffenheit*, die normale Frequenz von *Betroffenheit* in einer beliebigen Ausgabe liegt hier bei 4–5mal pro Seite, neue Fernsehsendungen über Betroffene (z. B. *Veto*) beginnen mit einem Schwall von Betroffenheit.

Die Rede von und mit der Betroffenheit erhält von vornherein einen Bonus als »neue« Bewußtseinsqualität und auch der Betroffene erhält diesen Glorienschein oft ganz ohne eigenes Zutun und meist wird dabei vergessen, »Betroffene« auch an die eigene Verantwortung für ihre spezielle Betroffenheit zu erinnern. Da zeigt sich

- der Ministerpräsident über das Wahlergebnis betroffen,
- die Gewerkschaft reagiert auf die Forderung der Arbeitgeberseite mit Betroffenheit,
- die Pharmaindustrie sieht sich durch Minister Blüms Reformpläne stark betroffen,
- die politischen Parteien geben sich über die Machenschaften in der Staatskanzlei tief betroffen.

Da sind nicht nur Arbeitslose, Gastarbeiter, Gefangene, Alkoholiker, Prostituierte oder Fixer Betroffene. Da werden plötzlich auch alle anderen Gruppen wie durch Zauberhand zu Betroffenen: Tankstellenbesitzer, Theaterbesucher, Taxifahrer, Italentouristen, Rechtsanwälte, Gemüsehändler, harmlose Fußballfans oder FDP-Wähler – alle sind von irgendetwas oder über etwas betroffen.

Das Erstaunliche und absolut Neue ist, daß es überhaupt keine Rolle mehr zu spielen scheint, ob verschuldet oder unverschuldet betroffen, ob durch höhere Gewalt oder durch eigene Dummheit, ob passiv oder aktiv. »Betroffen« ist also nicht länger nur das Opfer von Ungerechtigkeit, Gewalt, Sucht, Leid oder Willkür, sondern im Prinzip ein jeder und viel öfter noch eine jede, von der nur in irgendeiner Form öffentlich die Rede ist.

Immer öfter ist das öffentliche Bekenntnis *Das hat mich irgendwo doch unheimlich betroffen gemacht* zu hören, das fast schon wie selbstverständlich und ganz pauschal steht für Empathie, Mitfühlen, Verstehen, emotionale Harmonie und ein ganzheitliches Bewußtsein der sozialen Zusammenhänge. Betroffenheit wird so im Handumdrehen zum Personalausweis für das richtige Bewußtsein und zur Eintrittskarte in die richtige Gruppe.

Man hört die Zauberformel: *unheimlich betroffen* – und möchte doch immer sofort fragen: Ja, aha, das ist ja interessant, aber einen Moment bitte:

- *wieso* bist du betroffen, was ist dein Motiv;
- *wieso* bist ausgerechnet *du* betroffen, was hast du dafür getan, daß du betroffen sein *darfst*;
- *wieso* bist du ausgerechnet *betroffen*, vielleicht bist du außer *betroffen* auch noch etwas anderes, vielleicht verärgert oder empört oder amüsiert oder beleidigt?
- *wieso* bist du *irgendwo* betroffen, weißt du nicht wo, und wenn du's weißt, dann sag uns, wo und wie;
- wenn du *tatsächlich* betroffen bist, warum *sprichst* du dann nur davon und warum *zeigst* du sie nicht, deine Betroffenheit?

Alle Indizien sprechen dafür, daß es in der Bundesrepublik spätestens seit Beginn der 80er Jahre so etwas gibt wie ein öffentliches Syndrom der Betroffenheit, so etwas wie einen kollektiv verbindlichen Bewußtseinszustand der Betroffenheit, wobei die dazugehörige Sprache nur der verbale Ausdruck ist – sozusagen das äußere Zeichen der Betroffenheit – um nicht zu sagen: ihr Abzeichen.

Da gibt es eine ganze neudeutsche Betroffenheitsliteratur – übrigens oft feministisch dominiert. »Betroffen« sind dabei alle, mit denen sich irgendetwas tut und die deshalb irgendetwas über sich mitzuteilen haben: Frauen in Moskau, Frauen, die zu sehr lieben, Frauen, die zu wenig lieben, Neue Männer, Menschen mit oder ohne Liebeskummer, Männer, die zuviel trinken und Frauen, die zu wenig essen, Familien mit zwei oder drei Kindern, schwule Unternehmer, leitende Angestellte in der Midlife Crisis – bis hin zu Nichtschwimmern unter achtzehn, dafür aber mit zwei Fremdsprachen.

Die beiden Kultbücher der Betroffenheit, die als Bestseller stellvertretend für hundert andere stehen, haben in kürzester Zeit und ohne jede Reklame sechsstellige Auflagen erreicht:

- Zu Beginn der 80er Jahre – Hochblüte der subkulturellen Betroffenheit – der *Tod des Märchenprinzen* von Svende Merian, das als »Frauenroman« aufgemachte Tagebuch einer Radikal-Feministin, deren Sprache mitunter bis zur Karikatur *betroffen* ist;
- 1987 dann *Beim nächsten Mann wird alles anders* von Eva Heller, das von einer »Betroffenen« berichtet, die »eine partnerschaftliche Zweierbeziehung ohne Besitzansprüche sucht, in der ich mich echt verwirklichen kann«. Originalton der Heldin Constanze Wechselburger: *Ob meine Spontaneität vielleicht irgendwo unreflektiert war?*
- schließlich auch noch zu erwähnen das Buch *Wenn Frauen zu sehr lieben* von Robin Norwood (das besser heißen sollte *Wenn Frauen nicht lieben können*), dem postwendend folgte *Briefe von Frauen, die zu sehr lieben* unter dem Motto: *Betroffene machen Hoffnung*. Ebenfalls ein absoluter Hit.

Im speziellen Sujet dieser Bücher hat denn auch die Sprache der Betroffenheit ihr ureigenstes Milieu und findet geradezu ideale Lebensbedingungen vor. Es ist, wie der »Stern« einmal schrieb, »die anständige deutsche Qualitäts-Beziehungskiste mit Freiheitspolster, Trennungsdeckel und Orgasmusriegel«.

Die Sprache der Betroffenheit: Der Kritische Punkt

Sprachliche Verhältnisse – wie auch psychische, soziale und kulturelle überhaupt – geraten immer dann in die öffentliche Diskussion, wenn sie an einem bestimmten und meistens kritischen Punkt angekommen sind. Sie wollen aufgearbeitet, bearbeitet, besprochen werden, damit sie sich ändern können oder andere Verhältnisse nachfolgen können. Dies ist eine dialektische Binsenweisheit – sie ist auch hier am Werke.

Bevor die kritische Phase, in der sich der öffentliche Kult der Betroffenheit und seine Sprache jetzt anscheinend befinden, näher beleuchtet wird, sagen wir zunächst klar, um was es sich eigentlich handelt.

Wie also klingt die Sprache der Betroffenheit, der Betroffenen, das Betroffensein? Ich zitiere drei Beispiele, die extrem, aber authentisch sind.

Beispiel 1

Die alternative Wohngemeinschaft:

Ich denk's is auch irgendwo halt ganz wichtig, daß wir auch ganz offen unsere Ängste oder so einbringen, weil, des sin' halt ganz wir dann.

Beispiel 2

Der Neue Mann:

Der Sänger Klaus Hoffmann vor einem kleinen Auftritt in Robert Lemkes Raterunde:

Also ich bin jetzt auch irgendwo echt aufgeregt hier vor Euch, weil, ich bin halt auch ganz subjektiv betroffen, oder so.

Beispiel 3

Die private Selbstfindungs-Runde:

Ich bin da also auch ganz schön irritiert, weil ich das Gefühl hab' ich hab' mich jetzt unheimlich bemüht, öh, auch das was da am Sonntag bei mir spontan abgelaufen is, Euch auch klarzumachen, meine Ironie oder so wie das gekommen is und bin auch irritiert über das, was du jetzt gesacht hast, weil des is mir auch neu, oder so.

Wollte man die Sprache der Betroffenheit auf den Begriff bringen, dann müßte man mindestens dies angeben:

- Sie ist das Reden über Kommunikation, über Sprechen und Verstehen, über Gefühl und Beziehung über Motiv und Absicht – über die momentane – wieder so ein Wort – *Befindlichkeit*: Herrschaft der Metakommunikation.
- Sie verwendet das Vokabular der Psychologie und der Psychoanalyse, und zwar im normalen Alltagsgespräch: das »Psychologisieren im Alltagseinsatz« (Dieter E. Zimmer);
- Sie hat einen stark erklärenden, deutenden, diskursiven, analysierenden, festschreibenden Zug;
- Sie weicht in der Form, also in Satzbau und Syntax, stark von der hochsprachlichen Norm ab und hat einen Hang zum Satzbruch, zum Schwundsatz, zum Substandard, zur Bandwurmsyntax.
- Sie hat oft eine schleppende, absinkende, leicht klagende, eben irgendwie »betroffene« Satzmelodie.

Es gibt zwei starke Indizien dafür, daß das Syndrom der Betroffenheit und ihre Sprache jetzt gegen Ende der 80er Jahre einen kritischen Punkt erreicht hat:

(1) Im Laufe der letzten 5–8 Jahre hat diese Sprache die Hürde genommen vom Jargon der Subkultur der alternativen Szene hinein in die Öffentlichkeit und den »öffentlichen Diskurs«, in Zeitung, Funk, Fernsehen, Literatur. Szene teilt sich hier auf in viele Einzelszenen. Die wichtigsten sind in historischer Reihenfolge:

● Die sog. Psychoszene in den großen Städten, die sich nach dem Scheitern der politischen Träume von 68 in den 70er Jahren bildete. Motto: wenn Veränderung draußen im Objektiven, Politischen nicht möglich ist, machen wir sie drinnen im Subjektiven, Privaten, Psychischen; hier ist das psychologische Erbe der kollektive Hintergrund für die Betroffenheit, weil hier tatsächlich jeder und jede betroffen war: Nicht nur von dem eigenen – echten oder modisch aufgesetzten – psychischen Defekt, sondern auch von Hunderten großer und kleiner Therapien (Stichwort »Therapiegesellschaft«, »Therapiekarriere«).

Hier ist es der oft unseriösen – man muß schon fast sagen – »Psychobranche« gelungen, einen unverwüstlichen Mythos unters Volk zu streuen, nämlich den von der Populärtherapie für jedermann zwecks Selbstfindung und Selbstverwirklichung: Selbsterfahrungsgruppe, Gestalttherapie, Häkelzirkel, Biodynamik, Heilfasten, Transaktionsanalyse, Urschrei, Töpfern oder Türkisch, Kopf oder Bauch,

Reden oder Körper – bis hin zu sozialer und psychischer Wiedergeburt und Neuer Esoterik.

● Die alternative Szene der Studenten, Spontis, Hausbesetzer und Stadtindianer der 70er Jahre, die in den Wohngemeinschaften nicht nur neue Lebensformen ausprobierten, sondern sie auch sprachlich ausdrücken wollten; die Hinwendung zum anderen, partnerschaftlichen Kommunizieren, das Sich-Öffnen, solidarisches Verstehen des anderen als eines Betroffenen oder Mitbetroffenen. Hier diente der Staatsapparat – Polizei und Justiz – oft als kollektiver Buhmann für Projektionen aller Art, der die Betroffenheit in »böser« Absicht erst auslöst und sekundär die Gruppenidentität sichert.

● Die Szene der in helfenden und heilenden Berufen Tätigen, die oft mit benachteiligten und »betroffenen« Randgruppen zu tun haben – also Erzieher, Sozialarbeiter, Ersatzdienstleistende, Bewährungshelfer, Beschäftigungstherapeuten, junge Psychiater, Psychologen und Neue Mediziner.

● Die Szene der Geschlechterbewegung, also der sogenannten Neuen Männer und Frauen, immer und nur allzubereit, sich über ihre Gefühlswelt zu verbreiten mit der Fiktion des neuen verbalen Verständnisses auf der Basis der gemeinsamen gefühlsmäßigen Betroffenheit.

● Die alternative Politszene: Friedensbewegte, Grüne, Ökologen – Stichwort »Ökopaxe«.

● Eventuell die Szene der Neuen Religiosität und der Neuen Esoterik – sozusagen die Überhöhung der Betroffenheit ins Metaphysische. Motto: es gibt keine Zufälle.

● Gesondert davon – und hier sollte man nicht *Szene* sagen –: der Bereich AIDS und seine öffentliche Behandlung und Darstellung – und damit meine ich die aus welchen Quellen auch immer gespeiste und allseits geduldete Umdeutung, Verdrängung, Verharmlosung, ja, Mystifizierung einer lebensgefährlichen Immunkrankheit zu einer modischen Zeitgeistkrankheit unter dem Vorzeichen der Betroffenheit.

Der fast geräuschlose Übergang dieser Sprachform aus der betroffenen Randgruppe hinein in die Öffentlichkeit markiert genau jenen Punkt, der das kritische Stadium signalisiert. Betroffenheit ist etwa seit 1982 eine allgemeine Bewußtseinsqualität, auf die jetzt alle Anspruch erheben können – ohne Gefahr zu laufen, gleich für links oder alternativ gehalten zu werden.

(2) Das zweite Indiz für das Erreichen eines kritischen Punktes ist das wissenschaftliche – zum sprachlichen also das metasprachliche Indiz: zur selben Zeit, zu der die Sprache der Betroffenheit öffentlich und konventionell wird, wird sie auch von den Wissenschaften erfaßt (Literatur in Hinrichs 1984, 1986, 1987):

● von der Soziolinguistik als besondere Gruppensprache, etwa die alternativer Wohngemeinschaften;

● von der germanistischen Linguistik als metasprachliches Syndrom und Flucht in die Metasprache;

● von der Kommunikationspsychologie als schicker »Psychoknigge« der psychologischen Amateure unter dem Diktat der psychologischen Bildung;

● von der wissenschaftlichen Publizistik als Psycho-Jargon der Alternativen und später auch der aufwärtsmobilen Mittelschicht.

Bevor versucht werden soll, das WOHER und das WOHIN der Betroffenheit zu beantworten, soll die Sprache der Betroffenheit als ein eigener Stil des Sprechens und des Verstehens von verschiedenen Seiten unter die Lupe genommen werden:

- wie spricht man sie
- wie hört und versteht man sie
- wie wirkt sie und wie wirkt sie sich aus?

Die Sprache der Betroffenheit: Wie man sie spricht

Was sofort auffällt, ist ein Gegensatz, ein Widerspruch. Er besteht zwischen zwei Stilebenen, die sich eigentlich nicht miteinander vertragen (früher sagte man »Stilbruch«):

- die Ebene des Vokabulars der wissenschaftlichen Psychologie und der Psychoanalyse; also – spezielle Begriffe, komplexer Inhalt, abstrakte Bedeutung;
- die Ebene des Satzbaus; er ist betont ungrammatisch, einfach, »unlogisch«, lässig, »spontan« und durchbrochen bis hin zur Auflösung von vernünftigen Satzstrukturen – daher der eigentümlich schleppende Eindruck.

Bringt man beide Ebenen zusammen, kommen Äußerungen heraus, die man heute überall hören kann:

Du, des is halt auch irgendwo auch die Frage, was die Erfahrung Trennung und so mit dir halt macht, oder so, ich mein', das is auch irgendwo n Stück Verletzung oder ganz doll und das seh' ich hier noch nich, wo du des halt auch mit einbringst, verstehst.

Nehmen wir zunächst die Begriffe: Außer der schon wie selbstverständlichen *Betroffenheit*, die pauschal für alle möglichen Gefühle steht, geht es um die unterdrückten *Ängste*, die unbewußten *Widerstände*, da wird *Trauerarbeit* geleistet, da ist *Öffnung* angesagt, da soll man die *Wut* spontan rauslassen, die *Verliebtheit* zulassen, da kann man sich *fallenlassen* (»die Gruppe fängt dich auf«). Ganz wichtig ist, zur eigenen *Verletzlichkeit* zu stehen, *verwundbar* zu sein, sich *spontan einzubringen*, den *Frust öffentlich zu machen*, *Probleme in Erfahrungen aufzulösen*, *Erfahrungen transparent zu machen*, *offen aufeinander zuzugehen*, mit der *Ambivalenz umgehen lernen* und so weiter.

Liebe heißt dann auf psychologisch *Zuwendung*, *Unterhaltung* heißt *Kommunikation*, *Gespräch* heißt *interaktiver Austausch*, *Empörung* und gerechter *Zorn* verwandeln sich in konturenlose *Betroffenheit*, ganz ordinärer *Ärger* geht über in namenlosen *Frust*, *Liebschaften* erstarren zu *Beziehungen* oder gar zu *Zweierbeziehungen*, Eltern und Freunde schließlich werden zu anonymen *Bezugspersonen*. Wenn man woanders sagt *ich liebe dich*, heißt es hier *Du, ich hab' dich irgendwo ganz doll gern*: Wörter, die sich in der Umgangssprache unkontrollierbar und diffus vermehren, durchsichtig und konturenlos, beliebig und austauschbar, Wechseltierchen auf den Scheinfüßen des sprachlichen Ausdrucks: »Amöbenwörter« (Pörksen 1988; siehe SPRACHREPORT 1/88). Sie alle zeugen »beredt« von dem ungelenzen bis zuweilen geradezu phobischen Umgang vieler Alternativer mit Gefühl und Beziehung.

Verwendet werden also die Begriffe der Freud'schen oder allgemeinen Metapsychologie. Sie sind oft mechanistisch (*Widerstand*, *Trauerarbeit*, *Austausch*), aber eben auch bildlich und kommen so der Vorliebe der Umgangssprache für die Metapher entgegen. Trotz allem bleiben es aber wissenschaftliche Begriffe, die theoretisch definiert sind und eigentlich streng angewendet werden müßten. Es gibt hier also einen Widerspruch, eine Lücke, und zwar zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und dem Anspruch der lockeren Verbindlichkeit, zwischen monologisch und dialogisch, zwischen abstrakt und konkret.

Diese Lücke zu überbrücken, werden verschiedene Tricks angewandt. Die fünf wichtigsten sind:

(1) Der erste ist die Mehrzahl des Begriffes. – Der Betroffene hat also nicht einfach *Angst*, sondern gleich *diffuse Ängste*, zeigt nicht *Widerstand*, sondern *innere Widerstände*, hat keine *Wunde*, sondern *irgendwo auch Verletzungen*. Durch die Mehrzahl wird der schiere Begriff etwas handlicher, der Anspruch der Wissenschaftlichkeit wird entschärft und der Situation angepaßt (vgl. dazu den Beitrag von U. Haß in diesem Heft).

(2) Der zweite ist die Erweiterung des Begriffes. – Wer sagt heute noch *Erwartung*, es muß eine *Erwartungshaltung* sein; wer ist noch mit einem *Erfolg* zufrieden, es muß ein *Erfolgsenerlebnis* her, wer hat noch ein *Ziel*, es geht um die allgemeine *Zielsetzung*. Da wird der *Trotz* immer gleich zur komplexen *Trotzreaktion*, jedes *Thema* zum anspruchsvollen *Schwerpunktthema*. Auch in der Werbung gibt es ja zu Weihnachten und Ostern nur noch modische *Geschenkideen* statt einfacher *Geschenke*, in den Nachrichten nur noch *Protestaktionen* statt anständigen *Protest*, in der Politik nur noch vage *Kompromißformeln* statt ordentlicher *Kompromisse*: Imagearbeit mit frisierten Prestigewörtern.

(3) Der dritte Trick ist die Einschränkung des Begriffes. – So gibt es in der Betroffenheitssprache vieles nur im *Stück* oder ein *Stückweit*: *ein Stück Verantwortung*, *ein Stück Agression*, *ein Stück Annäherung*, *ein Stückweit Zuwendung*, *sich ein Stückweit zurücknehmen*, *sich ein Stückweit entgegenkommen*.

(4) Der vierte Trick ist der Gebrauch der uns so ins Ohr gehenden, aber auch berüchtigten Füllwörter, die vielen kleinen Einschübe und Anhängsel, die die Linguistik Parenthesen, Partikel, Modalwörter, Interjektionen, hedges, tag-questions, gambits, hesitation words nennt: *Das is ja... ähm... also halt auch schonn irgendwo n Stückweit Verletzung gewesen oder so*.

Wer kennt nicht das stereotype und oft belächelte *irgendwo* und *irgendwie*, wo man immer fragen möchte *ja wo denn?* und *wie denn?*, die immer irgendwo im Satz drin- oder dranhängen, ihn stückeln und gleichzeitig wie einen Bandwurm auseinanderziehen; ferner das unbekümmert und meist im letzten Moment angehängte *oder so* und die vielen kleinen Füllwörtchen wie *ja*, *halt*, *eben*, *auch*, *doch*, *schon*.

Sie tauchen fast in jedem Satz auf, lösen die diffuse Syntax aus und sind das formale Kennzeichen dieser Sprache. Normalerweise sind sie das Salz in der Suppe (»Würzwörter« – wie Martine Dalmas sie im SPRACHREPORT 1/87, S. 11, genannt hat) und helfen, das Gesagte mit dem Hörer zu teilen und das Verstehen zu erleichtern:

sie sind – wie die Pragmatiker sagen – »konsensorientiert«, man kann auch sagen, sie ölen die Gesprächsmaschine.

Sobald sie aber im Namen der Betroffenheit mißbraucht werden, dreht sich die Wirkung dieser hochsensiblen Partikelchen um und verkehrt sich leicht ins Gegenteil: das Gesagte wird dann so weit zurückgenommen, abgeschwächt, aufgeweicht und eingefärbt, daß der Inhalt oft hinter der schieren Betroffenheit verschwindet: Betroffene haben ja immer Schwierigkeiten mit der Sachlichkeit und der reinen Information. Außerdem weiß der gutgläubige Hörer immer weniger: Glaubt denn der Sprecher nun selbst an das, was er sagen will oder nicht? Ist er überhaupt davon überzeugt, was er behauptet? Wenn ja, warum nimmt er dann alles wieder zurück? Will er vielleicht am Ende auf etwas ganz anderes hinaus?

(5) Der fünfte Trick ist die Einleitung der Äußerung mit dem langgezogenen *Du* das allseits vertraute und doch so hoffnungslos anonyme *Du*, das *Du* für alle und keinen: Diesem *Du* folgt oft der subjektive Kommentar: *Du, ich mein', du, ich glaub', du, ich denk', du, ich find'*. Hierbei wird regelmäßig das Schluß -e der ersten Person verschluckt (wie auch das Schluß -d bei *sie sin(d)* oder *un(d)*), was der Rede einen besonders spontanen und betroffenen Anstrich verleihen soll, aber eben auch infantil ist. Es heißt auch immer *ich ess', ich trink', ich mach', ich red'*.

Hierher gehört auch das schon klassische *ganz wichtig* mit den Varianten *echt wichtig*, *total wichtig*, *unheimlich wichtig* für Dinge und Sachverhalte, die oft vollkommen normal oder selbstverständlich sind. Hierher gehört auch das allseits verwendbare *nachvollziehbar*, was nichts weiter als *verständlich* heißt.

Kombiniert ergibt sich hier die stereotype Einleitungsformel, die besonders gern von betroffenen Frauen aus der feministischen Szene benutzt wird: *Du, ich denk', 's is halt schon ganz wichtig...* Die Aufrichtigkeit gebietet es, hier auch die Bonner Ministerin für Gesundheit, Frau Rita Süßmuth, nicht unerwähnt zu lassen, die böse Zungen auch zuweilen die *Ministerin der Betroffenheit* nennen. Sie kultiviert eben diesen Sprachgebrauch, vertritt damit die Frauen als apriori und wie selbstverständlich Betroffene und zeigt höchst erfolgreich, wie man mit Betroffenheit Politik (und PR) macht.

Ambivalente Botschaft

Es entsteht so ein eigentümliches Gemisch aus verschiedenen Ebenen, ein auffälliges Gegeneinander und Miteinander:

- abstrakter Begriff contra lockerer Satzbau,
- psychologischer Anspruch contra partnerschaftliche Mitteilung,
- begriffliche Ferne contra kommunikative Nähe,
- Semantik contra Syntax.

Psychologen würden hier vielleicht von der Mehrdeutigkeit oder gar der Ambivalenz der Botschaft sprechen: einerseits soll Bildung und Bewußtsein »überkommen«, andererseits aber auch die Öffnung und das Solidarische. Die Widersprüche spiegeln den Grundkonflikt des Betroffenheitsjargons auf mehreren Ebenen wider. Dieser Konflikt besteht zwischen Inhalt und Form, zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten, zwischen Sprechen und Verstehen, zwischen bewußt und unbewußt – die Psychoanalytiker würden sagen, zwischen primärprozeßhaften und sekundärprozeßhaften Inhalten. Heraus kommt ein eigentümlich verwirrt und verwirrender Stil, der den Hörer ganz mit in die Mitteilung hineinnehmen will, ihn aber gerade dadurch als autonomen Kommunikationspartner aus dem Auge verliert.

Ebenso mehrdeutig ist das Wort *betroffen* selbst.

Vor der Betroffenheitswelle und dem Gefühlskult der späten 70er und der 80er Jahre bedeutete *betroffen* ganz einfach, daß mich oder dich eine Sache angeht, weil sie ein bestimmtes Interesse berührt. In diesem Sinne waren Kinder von der Einschulung betroffen oder die Autofahrer von der Benzinpreiserhöhung. Sie waren die *Betreffenden*, also schlicht eine Gruppe mit einer sozialen Rolle.

Später hat sich die Bedeutung von *betroffen* erweitert und mehrere andere Bedeutungen mitaufgenommen; die Linguisten würden hier von semantischer Verschiebung oder von Polysemie sprechen. So hat *betroffen*, heute mindestens diese vier Bedeutungen:

- das neutrale *betroffen* im Sinne von betreffend;
- das emotionale *betroffen* im Sinne von aufgewühlt, entrüstet, empört, verärgert;
- das ideologische *betroffen* im Sinne von getroffen, verletzt, verwundet, mit der Konnotation (*zu Unrecht*) benachteiligt, vernachlässigt, behindert.
- das Null-*betroffen*, semantisch leer und ohne jede Bedeutung.

Der unbestreitbare Effekt, der sich bei der Verwendung von *betroffen*, einstellt, geht darauf zurück, daß diese vier Seiten immer gleichzeitig mitaktiviert werden – oder anders: daß neben der Sachinformation über die Betreffenden immer auch noch etwas über die emotio-

nale Situation der Betroffenen mitgeteilt wird, wodurch sich dann weitere Effekte einstellen: der Betroffene appelliert, mahnt, wirft vor, entschuldigt, rechtfertigt – aber er manipuliert eben auch. Gelegentlich führt dies dazu, daß etwa das engl. *concerned* nicht mehr richtig übersetzt wird, nämlich mit *betreffend*, sondern – ganz dem Zeitgeist verpflichtet – durch *betroffen* – was ganz einfach falsch ist.

Die Umdeutung der herkömmlichen Bedeutung vieler Wörter kommt im Wort *betroffen* nur sehr deutlich zum Ausdruck, weil es ein Kodewort des Zeitgeistes ist. Die Umdeutung findet sich aber auch woanders und ging ursprünglich von der Frauenbewegung aus. Sie ist gerichtet auf die Durchbrechung des »männlichen« Diskurses durch das spontane Vorscheinen des verdrängten weiblichen oder anderen Diskurses in der plötzlichen Umdeutung oder der überraschenden Neudeutung in der Umgangssprache. Muster: »Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen« (Christine Brückner).

Die Sprache der Betroffenheit: Wie man sie hört und versteht

In der Sprache der Betroffenheit gibt es ein zweites Paradox auf der Ebene des Hörens und Verstehens oder der kommunikativen Ebene. Aus der amerikanischen Kommunikationspsychologie (Paul Watzlawick) sind ja schon lange die Begriffe *Inhaltsebene* und *Beziehungsebene* auf uns gekommen. Zusammen mit dem Begriff *Metakommunikation* haben sie in der Germanistik der 70er Jahre viel Verwirrung gestiftet. Den vielen Mißverständnissen über Beziehungskommunikation will ich hier kein weiteres hinzufügen. Aber man kann sich sicher darauf einigen, die Sprache der Betroffenheit mit dem Etikett *meta* zu versehen, wenn man darunter versteht, daß sie die psychischen und interaktiven Voraussetzungen und Folgen der Kommunikation selbst zum Gesprächsthema macht, sie »thematisiert« also alles das, was normalerweise *vor* oder *hinter* der Sprache ist.

Damit stellt sich für die Betroffenheitssprache auch ein kommunikatives Paradox ein, sozusagen zwischen Objekt- und Metaebene: die normalen Themen des Alltags werden ausgeblendet, die Beziehungsebene selbst wird besprochen und damit zu einem Gesprächsinhalt »zweiter Ordnung«. Die Folge davon ist, daß die tatsächlich geltende Beziehung – die ja nicht einfach ausgeblendet ist – diffus verschoben wird: Herrschaft der Metakommunikation.

Nehmen wir eine typische »betroffene« Äußerung:

Du also, ich mein', versteh mich richtig, ich will jetzt überhaupt nicht von meinen Agressionen ablenken, sondern echt nen Schritt auf dich zu gehen!

Sie erfüllt die Redefigur der Post-hoc-Erklärung in der psychoanalytischen Therapie, also der Deutung. Die Linguistik nennt Ausdrücke wie *ablenken* oder *annähern* zu Recht »il-lokutive« und »per-lokutive«, weil Bedeutungen wie ABLENKUNG oder ANNÄHERUNG normalerweise ungenannt *hinter* (deshalb: *meta*-) der Kommunikation stehen. Durch die Wörter versucht man das, was eigentlich nur implizit zu deuten ist, explizit zu benennen. Nun muß aber auch alles, was explizit benannt ist, wieder implizit gedeutet werden können – sonst gibt es keinen echten Dialog. Dies ist das, was Jürgen Habermas »reflexiven Sprachgebrauch« genannt hat, der die Bedingungen der Kommunikation erst problematisiert und dann verändert.

Und genau dies ist der Punkt. Was in der Therapie seinen guten Sinn hat, ist im Alltag leicht fehl am Platz. Denn die ständige Deutung in der Umgangssprache löst leicht einen Regreß aus und endet oft ganz schnell im Mißverständnis. Dies liegt daran, daß man sich im Prinzip nicht darüber unterhalten kann, wie man sich unterhalten soll. Dies meint Jürgen Habermas mit dem Satz: *Wir können einen Metadialog nicht erfolgreich führen.*

Was kann es diesem Zusammenhang bedeuten, wenn man psychologische Begriffe bemühen und sagen will, die Sprache der Betroffenheit habe orale, anale oder noch andere Tendenzen? Zunächst kann man der Psychoseite der Betroffenheitssprache mit den eigenen Mitteln beikommen. Obwohl die Freud'schen Antriebssebenen längst keine absolute Geltung mehr haben, ist es trotzdem nützlich, die Betroffenheitssprache auf solche Kategorien zu projizieren, weil dadurch bestimmte Fehlhaltungen erst wirklich sichtbar werden.

Es gibt bis jetzt leider nur wenige Berührungspunkte zwischen Psychoanalyse und Linguistik. Die beiden wichtigsten:

- die Motive für sprachliches Handeln sind letztlich unbewußt;
- es gibt deshalb so etwas wie einen unbewußten Dialog hinter den konkreten und bewußten Äußerungen.

Die Deutung im Alltag stört das Verhältnis zwischen unbewußtem und bewußtem Dialog, weil es ständig neu festgesetzt und interpretiert werden muß. Wenn man diese Störung psychodynamisch sehen will, dann könnten die Antriebssebenen bedeuten:

- oral: die Kommunikation wird restlos erklärt und ihr Sinn so vereinbart/verschlungen;
- anal: die großen Worte errichten eine subtile Barriere zwischen Sprecher und Hörer, wehren die wirklichen Gefühle ab, halten sie zurück oder schließen sie ein; es kann sich nichts entfalten;
- sadistisch: dem anderen die eigene Interpretation aufzwingen;
- masochistisch: sich selbst den spontanen Ausdruck wirklicher Gefühle nehmen; schließlich
- genital: diese Sprache dient der vorläufigen Neudefinition der Geschlechterrollen und des Geschlechterverhältnisses – mit jeweils anderer Dynamik bei Männern und Frauen: *Der Neue Mann* spricht über Gefühle mit der Illusion, sie dadurch auch schon zu zeigen; die *Neue Frau* spricht über Gefühle in der Illusion, sie dadurch auch schon zu beherrschen.

Die Widersprüche in der Sprache der Betroffenheit sind Symptome für den zugrundeliegenden Widerspruch: nämlich für die Spannung zwischen der Sehnsucht nach wirklicher Expressivität und der gleichzeitigen Angst davor. Mit den Worten von Gerd Vinnai:

Das psychologisierende In-Sich-Hineinkriechen lebt von der zwanghaften Fixierung an unbewältigte innere Konflikte, ebenso wie mit der damit verbundenen Angst, sich auf die äußere Realität einzulassen.

Hinter der Betroffenheit steckt der schon zwanghafte Wunsch nach Übereinstimmung, nach gefühlsmäßiger Harmonie und gegenseitigem Verstehen um jeden Preis. Diktiert von einem strengen und merkwürdigerweise oft für links gehaltenen Über-Ich. Vielleicht darf man dies eine »kollektive Neurose« nennen.

Kann es nicht sein, daß hier die Ursache für die Sterilität, für den oft empfundenen schalen Beigeschmack der Betroffenheitssprache zu suchen ist? Wer will denn sagen, daß nicht vielleicht das Mißverständnis, der Rest, den man nicht verstehen kann, die Unebenheit, das, was nicht in den Worten ist (und nur *gehört* werden kann?) – ein Gespräch am Laufen hält und für die nötige Spannung sorgt?

Die Sprache der Betroffenheit – wie sie sich auswirkt

Sprechen und Hören, Sprechmuster und Hörmuster bilden sich lebensgeschichtlich heraus – eine Erkenntnis, die gerade erst in eine linguistische Hermeneutik Eingang findet. Deshalb ist die Sprache der verletzlichen und antiautoritären Generation am gefährlichsten dort, wo sie auf die Kinder trifft, die Modersprache und Sprachmode nicht erkennen können und ihr deshalb unschuldig ausgeliefert sind: Im erzieherischen Umgang – Stichwort *Kinderladen* – bewirkt der Betroffenheitsjargon eine Atmosphäre, in der die Betroffenheit zur Ideologie wird und die spontan und emotional doch nur äußerlich ist. Nach innen aber wird der zentrale kindliche Wunsch mißachtet, der immer spontane Freiheit und vernünftige Grenzen will.

Schon das Etikett *antiautoritär* war ja verkniffen, humorlos, rigide und unfroh, es hat verhindert, was sich aus einem richtigen Impuls hätte ergeben können. Wie sagten die mittlerweile angejahrten Sponstis: *wie die Kinder sein, spielend miteinander umgehen, einfach zusammensein*. Wer aber das Spielen und den Frohsinn zur ideologischen Pflicht macht, ist wohl selber nicht ganz ernstzunehmen. Hier verbirgt sich das nächste, wenn man will, das pädagogische Paradox. Je höher der Berg didaktischen Wissens, je schärfer der »pädagogische« Durchblick, je ideologischer der Anspruch, je »differenzierter« die Diskussion, je »breiter« der Konsens – desto lahmter oft auch die Praxis, desto genervter oft die Kinder – hier einmal wirklich die »Betroffenen«.

Da wandelt sich dann der antiautoritäre gute Wille ganz schnell in einen plötzlich sehr autoritären Druck. Da wird der kleine Junge, das kleine Mädchen, schon wieder festgehalten, gemaßregelt, bevorschriftet. Nur hat sich das Autoritäre jetzt hinter der psychologischen Aufklärung versteckt: O-Ton: *Du Sven, wenn du jetzt ganz richtig wütend bist, dann mußt du das gleich ganz richtig rauslassen*. So machen kindische Erwachsene aus ihren Sprößlingen früherwachsene Kinder, die sich mit »psychologischen« Erklärungen abplagen müssen, die ja für sie sowieso nie stimmen.

Da wird dann der *Alltag spielerisch eingeübt, spontan miteinander umgegangen, Austausch praktiziert* – und was dergleichen Kinder-schrecknisse mehr sind. Da wird immer die Interaktion und ihr Sinn erklärt, aber nicht vorgelebt – da wird die Situation analysiert, aber nicht gestaltet: Immer ist deshalb die Anti-Erziehung auch eine Delegierung der eigenen Konflikte an die nächste Generation: *löse du meine Probleme!* Erst die autoritären Großeltern, dann die anti-autoritären Eltern und viel später dann die anti-antiautoritären Zukunftseltern. Alle sagen:

Kinder, wir wollten doch nur Euer Bestes! (und nehmen es sich dann auch gleich). Fazit: Viel geredet – nichts gelernt.

Wenn mehrere Generationen im Spiel sind – und hier sind es mindestens drei – dann muß man den Versuch machen, über die

schiere Beschreibung von Betroffenheit und Sprache hinauszukommen. Es geht also zum Schluß um die historische Genese des Betroffenheitssyndroms und um eine mögliche Prognose.

Die Sprache der Betroffenheit: historisch

Die Sprache der Betroffenheit ist ja, wie die Linguisten sagen würden, von der Textsorte her der anti-autoritäre Diskurs, d.h. er ist zunächst und vor allem anderen gegen etwas gerichtet, bevor er überhaupt auf etwas gerichtet sein kann. Will man hier an die historischen Wurzeln kommen, dann muß man zurück, und zwar mindestens bis zu jenem autoritären Komplex, der diese und andere Sprachformen letztlich ausgelöst hat. Sammeln wir zunächst einige Indizien:

- Die Sprache der Betroffenheit ist etwas einmalig Deutsches. Nach meiner Erfahrung gibt es weder in den slawischen Ländern, auf dem Balkan oder im Englischen oder Französischen eine Erscheinung, die sich hier auch nur entfernt vergleichen ließe.
- 40 Jahre nach Kriegsende wird in der Bundesrepublik gerade erst damit begonnen, den Kampf um Bewältigung des deutschen Faschismus wirklich auch offen zu führen, Stichwort »Historikerstreit«.
- Zur selben Zeit, also erst nach 40 Jahren, ist das öffentliche Bewußtsein in der Bundesrepublik für diese Bewältigung wirklich geschärft und sensibel, also für die vielen Höfers und Waldheims und alle anderen notorisch Nichtbetroffenen.
- Zur selben Zeit beginnt auch die Aufarbeitung der allerjüngsten Vergangenheit, angefangen mit der 68er Revolution bis hinein in den diffusen Subjektivismus der Wendezeit: parallel laufen jetzt (April 1988) »Spiegel«-Serie, »Stern«-Serie, FU-Ringvorlesung und verschiedene Fernsehdokumentationen über die 68er und die Folgen.

In diesem Rahmen ist die Betroffenheit und ihre Sprache nur ein Mosaiksteinchen, aber ein wichtiges und vor allem ein symptomatisches. Ist es möglich, daß die Betroffenheit und ihre Sprache die zweite oder dritte Gegenreaktion ist, eine späte, aber immer noch notwendige Gegenreaktion, und zwar gegen jene, die nie betroffen waren, die sogar sich selbst nie Betroffenheit zugestanden und eingestanden haben, die auch nie Betroffenheit zeigten – und schon gar nicht in ihrer Sprache. Gemeint ist die Kriegsgeneration der Eltern, die nach dem Zusammenbruch nicht reinen Tisch gemacht haben und nach dem großen Schrecken einfach mir nichts dir nichts zur Tagesordnung übergegangen sind. Die Generation, von der Ralph Giordano sagt, sie hätte durch den »Großen Frieden mit den Tätern« der verdrängten ersten Schuld auch noch eine zweite Schuld hinzugefügt und unerledigt der folgenden Generation zugeschoben, damit den entscheidenden »Geburtsfehler der Bundesrepublik« verursacht und sie – wie Giordano sagt – »hinken gemacht«. Also ganz nach dem bekannten Theaterstück: *Nicht ich bin es gewesen, Adolf Hitler ist es gewesen*.

Es ist ja ein psychologischer Gemeinplatz, daß das Verdrängte wiederkehrt, wenn auch vielleicht in anderer Form. Haben die Nachgeborenen die *Sprachschuld* der Väter im Krieg der Generationen schließlich umgedreht in eine *Schuldssprache*, die dann so ganz anders sein sollte: eben *anti-*. Nicht zufällig hat man ja oft den Eindruck, daß sich die flauschige und betont einfühlsame Sprache der Betroffenheit ständig für irgendetwas entschuldigt, indem sie alles wieder zurücknimmt, entschärft, aufweicht, erklärt, rechtfertigt – man könnte ja eine eigenständige oder abweichende Meinung vertreten oder gar den Hörer verletzen. Dem beharrlichen Schweigen in den Schulen und zu Hause über 12 Nazijahre und über die große Verletzung, der notorischen deutschen Nichtbetroffenheit, stünde dann fatal gegenüber das beharrliche Reden und Ge-Rede von der Verletzlichkeit, die notorische deutsche Betroffenheit: die ehemalige Verleugnung der Betroffenheit löst folgerichtig irgendwann ihre Beschwörung aus. Die typisch deutsche Art der *Unfähigkeit zu trauern* ist ja, von der Trauer erst einmal zu reden – sozusagen *anstatt*.

Wollte man es scharf formulieren und die Sache auf den entscheidenden Punkt bringen: nach dem Verlust der *humanen* Orientierung '45 (R. Giordano) droht(e) in dem Syndrom der allseitigen Betroffenheit '80 ein eigenartiger Verlust der *kommunikativen* und – mit Peter Sloterdijk zu reden – oft auch der *existentiellen* Orientierung.

Es gilt hier das Wort von der *Abhängigkeit vom Gegenteil*, engl. *counterdependence*, die sich unabhängig gibt, aber letztlich doch nur abhängig unter anderem Vorzeichen ist: *anti*. Hatten die Väter die Sprache einmal zerstört und bis '68 die schiefe Begriffswelt von Freiheit, Technik, Fortschritt, Wachstum, Logik, Moral und Wohlstand geschaffen – dann haben viele Söhne und Töchter nach '68 im Prinzip dasselbe noch einmal gemacht, nur seitenverkehrt: die *Sprachform* zerstört und dann die schiefe Begriffswelt geschaffen von Betroffenheit, Verletzlichkeit, Nähe, Zuwendung, Harmonie, Verstehen, Gefühl, Beziehung, Offenheit, Zärtlichkeit und Wärme: Wieder Uni-Form, diesmal sprachlich. Nicht zufällig haben ja beide – die konturenlos betroffene, wie auch die autoritär gepanzerte Sprache einen ausgesprochenen spießbürgerlichen und zynischen Zug.

Es mag auch kein Zufall sein, daß die Sprache der Betroffenheit von der Randgruppe herkommt, sich an die Randgruppe richtet, von der Randgruppe spricht und für die Randgruppe eintritt: eben für die Betroffenen. Die deutlich gestiegene Sensibilität für die betroffene Randgruppe – ich nenne mal Gastarbeiter, Asylbewerber, Psychiatriepatienten, Arbeitslose – ist selbstverständlich ein sozialer Fortschritt. Sie ist aber historisch wahrscheinlich auch eine Projektion des unerledigten schlechten Gewissens gegenüber den vernichteten und mißhandelten Minderheiten der Kriegszeit: noch heute heißt es ja immer noch verschämt *jüdische Mitbürger* statt *Juden*. Vielleicht deshalb haben Randgruppen heute oft einen Bonus, ein Prestige zweiter Ordnung, das sie automatisch als Betroffene idealisiert, mystifiziert, tabuisiert und ihnen gerade dadurch wieder Schaden zufügt. Vielleicht ist die Mystifizierung der Randgruppe heute der versteckte Ausdruck des schlechten Gewissens gegenüber der – ausländischen, sozialen, sexuellen oder auch behinderten – Minderheit?

Die Prognose:

Nach der ersten und zweiten Schuld droht die Gefahr einer dritten Schuld: nämlich die zwanghafte Betroffenheit fortzuschreiben, ihre Wurzeln zu leugnen, sie als moralischen Wert an sich hinzustellen, sie dadurch zu mystifizieren und sie wieder unerledigt an die nächste Generation weiterzugeben.

Das Syndrom der Betroffenheit muß also aufgelöst werden. Das heißt dann, den Weg freimachen für die wirkliche Betroffenheit, das wahrhaftige Mitfühlen mit dem Anderen, das sich nicht mehr mit der Sprache aufhält, sondern sich dafür interessiert, was man tun kann.

* Dieser Beitrag geht zurück auf einen Vortrag im Rahmen der ärztlichen Fortbildung, gehalten am 13. April 1988 in der Landesnervenklinik Berlin-Spandau. Ärztlicher Direktor: Dr. med. Eberhard Jung.

Literaturhinweise

- Giordano, Ralph: Die zweite Schuld *oder* von der Last, Deutscher zu sein. Hamburg/Zürich: Rasch und Röhring 1987.
- Hinrichs, Uwe: Studentensprache, Spontisprache. In: Muttersprache 94 (1983/1984), S. 404–416.
- Ders.: Begrenzung und Entgrenzung in Sprache und Sprachwissenschaft. In: A. Burkhardt/K.-H. Körner (Hrsg.): Pragmantax, Tübingen 1986, S. 477–486.
- Ders.: Sprache und sozialer Touch – vom Elend der Psychosprache. In: Muttersprache 97, 3–4 (1987), S. 145–152.
- Pörksen, Uwe (1988): Amöbenwörter. Die Sprache der leisen Diktatur. SPRACHREPORT 1/1988, S. 7–9.

Dr. Uwe Hinrichs war bis 1986 Assistent für Slavische Philologie an der FU Berlin und ist z.Zt. Habilitandenstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

ÄTSCH – interjectio irridentis, gedehnt und gezogen auszusprechen ... gewöhnlich begleitet den ausruf noch die gebärde des rübeschabens.

AU – ein schmerzruf, dem sich schon mhd. wie heute ein we zugestellt, in welchem eigentlich die vorstellung des leides und wehes liegt.

*Jacob Grimm,
Deutsches Wörterbuch

Há! – interj.: Laut, worin ein aus der Brust hervordringendes Gefühl sich Luft macht, sowohl bei Anlässen, die das Herz erheben und erweitern, so daß es sich frei fühlt, als bei solchen, die es beengen und beklemmen, so daß es zusammengeschnürt, in der Sehnsucht nach Befreiung und Befriedigung tief aufathmet.

*Daniel Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache

»Mien Gott, he kann keen Plattdüütsch mehr«

Zur norddeutschen »Zweisprachigkeit«

Mien Gott, he kann keen Plattdüütsch mehr un he versteiht uns nich lautet der Refrain eines Liedes von Knut Kiesewetter, einem Liedermacher unserer Tage. Manch einer mag das als zutreffende Beschreibung der norddeutschen Sprachsituation verstehen (Ich beziehe mich im folgenden nur auf den westniederdeutschen Dialektraum; s. Karte). Selbst Mundartwissenschaftler scheinen, erstreckt sich ihr Arbeitsgebiet nicht gerade auf den Raum von Flensburg bis Göttingen, vom Münsterland bis ins Hannoversche Wendland, diese Auffassung zu teilen. Es ist z. B. vom reinsten Deutsch in und um Hannover zu lesen, von einem dialektfreien Norddeutschland die Rede. Daß das keinesfalls so ist, belegen aktuelle Zahlen zur Lage des Niederdeutschen (= Plattdeutsch) heute (vgl. Stellmacher 1987):

Wenn 56% der knapp 16 Millionen Norddeutschen meinen, Niederdeutsch sprechen zu können (20% sehr gut, 25% gut, 21% ein wenig), gar 89% sich passive Mundartkenntnisse zutrauen, dann ist das nicht allein eine deutliche Bestätigung für die Lebenskraft des Niederdeutschen, sondern berechtigt auch, eine *norddeutsche Zweisprachigkeit* anzunehmen. Allerdings wird man dabei von einer Art verborgener Zweisprachigkeit ausgehen müssen, bedient man im Norden doch nicht jedermann mit dem Dialekt.

Stärker als in den süd- und mitteldeutschen Dialektgebieten, wo der Weg von der tiefsten Dialektstufe bis zur hochsprachenahen Umgangssprache einem stufenweisen Übergang gleicht, kommt der Dialekt-Standard-Wechsel im Norden einem Umschalten von einer Sprache zur anderen gleich. Es liegt ein deutlich wahrnehmbarer linguistischer Abstand zwischen Nieder- und Hochdeutsch, der das oft zitierte »Sprach«-Bewußtsein der Niederdeutschsprecher begründet und von dem Mythos einer eigenständigen Sprache genährt wird.

Das Bewußtsein – *das Niederdeutsche ist eine eigene Sprache, kein Dialekt* (Helmut Schmidt) – orientiert sich zum einen an sprachinternen Ähnlichkeiten zwischen Niederdeutsch, Niederländisch und Englisch im Gegensatz zum Hochdeutschen (vgl. die Pronomen *he, hij, he – er; wi, wij, we – wir; dat, dat, that – das*), zum anderen an dem unbestimmten Wissen um die große selbständige Sprachvergangenheit in alt- und mittelniederdeutscher Zeit (vom 9.–16. Jh.). Das »allgemeine Wissen« um die Sprachvergangenheit und die Besonderheiten des Niederdeutschen führt wohl dazu, daß man das Niederdeutsche viel gezielter einsetzt, nämlich dort, wo man den Gesprächspartner genau kennt. Ein in Altona gebürtiger Hamburger, der das Platt seiner Heimatstadt spricht, berichtete:

Im privaten Bereich mußte ich allerdings folgendes feststellen: Menschen, die untereinander im allgemeinen noch Plattdeutsch sprachen, z. B. auf Finkenwerder oder auf dem Lande, antworteten mir auf meine plattdeutsch gestellten Fragen hochdeutsch. Erst wenn sie merkten, »de deit nich blot so, dat is'n Plattdütschen«, sprachen auch sie wieder plattdeutsch (Schuppenhauer 1976).

Diese Exklusivität des Niederdeutschen erschwert es Zugereisten, die Sprache zu erlernen und zu gebrauchen. Das mag man negativ bewerten. Andererseits ist ihr bevorzugter und geschätzter Gebrauch im kommunikativen Nahbereich auch eine starke Grundlage, die das Überleben der Sprache immer wieder gewährleistet hat.

Natürlich unterliegt auch das Niederdeutsche dem sprachgeschichtlichen Grundgesetz von Integration und Differentiation, d. h. Standardisierung und Dialektisierung. Mit der Übernahme des Hochdeutschen als Standardsprache nach dem Niedergang des Hansebundes und der Durchsetzung der Reformation differenzierte sich die »Hansesprache« in die bekannten Dialektverbände des Nordniederdeutschen, West- und Ostfälischen (= Westniederdeutsch) sowie Mecklenburgischen, Pommerschen, Märkischen und Niederpreußischen (= Ostniederdeutsch) (siehe Karte); ihnen kommt eine weitere Binnendifferenzierung zu, hinunter bis zu den Ortsdialekten. Die dialektgeographischen Unterschiede zwischen den westniederdeutschen Dialektverbänden mögen einige wortgeographische Gegensätze veranschaulichen:

Westfälisch	Ostfälisch	Nordniederdeutsches	
<i>küren</i>	<i>spreken</i>	<i>snacken</i>	»sprechen«
<i>Wicht</i>	<i>Mäken</i>	<i>Deern</i>	»Mädchen«
<i>Wik</i>	<i>Drake</i>	<i>Woort</i>	»Erpel«

Seit der niederdeutschen Bewegung und der Begründung einer bemerkenswerten neuniederdeutschen Dialektliteratur (Fritz Reuter, Klaus Groth, Joh. Hinrich Fehrs) um die Mitte des 19. Jhs., eine Frucht der politischen und geistigen Entwicklung im Deutschland des Nachmärz, beobachtet man im nordniederdeutschen Kernraum von Bremen bis Kiel starke integrative Tendenzen, die das Niederdeutsch dieses Dialektverbandes zu einem Ausbaudialekt (vgl. dazu Kloss 1977) mit wachsendem Ansehen machen. Ein Ausdruck dafür sind die Antworten in der von mir geleiteten soziolinguistischen Untersuchung (Stellmacher 1987) nach dem besten Plattdeutsch unserer Zeit.

Küstenplatt und Funkplatt

Von den sieben vorgegebenen Antwortmöglichkeiten ist das *Küstenplatt* mit Abstand am häufigsten genannt worden; viel seltener die eigene Ortsmundart. In Nordrhein-Westfalen z. B. haben sich 20% der Befragten für das Plattdeutsch an der Nordsee entschieden und nur 4% für das heimische Platt. In solchen Ergebnissen wirkt ein traditionelles Muster weiter, die Einheit von Wasserkante und Niederdeutsch, die auch immer dann bemüht worden ist, wenn die Befragten angeben sollten, was ihnen beim Stichwort »Plattdeutsch« so einfallt: es waren u. a. Ostfriesen, Hamburger-Norddeutsche, Fritz Reuter, Rudel Kinau, Hannes Wader, Ohnsorg-Theater, Muttersprache. Bei der Zusammenschau dieser Assoziationen ergibt sich für das Gegenwartsniederdeutsch die Vorstellung einer würdevollen alten Sprache, die an der norddeutschen Küste zu Hause sei, eine einfache bäuerliche und Fischerkultur repräsentiere, eine Humorquelle bilde, in Fritz Reuter ihren herausragenden Autor und in Hannes Wader einen ihrer bekanntesten Sänger habe.

Nicht erwähnt wurde die zunehmende Verbreitung des Nordniederdeutschen, das auch als sog. *Funkplatt* über einen weiten Kommunikationsradius verfügt. Die seit 1977 von Radio Bremen aufgenommenen wöchentlichen plattdeutschen Nachrichtensendungen (1987 hat auch die Hamburg-Welle des NDR niederdeutschsprachige Nachrichtensendungen ins Programm genommen) haben dem integrierten Niederdeutsch einen neuen Funktionsbereich erschlossen. Dabei werden die niederdeutschen Nachrichten immer weniger als Kuriosität verstanden, sondern als Informationsquelle gern genutzt. Ein Beispiel (Radio Bremen, 20. 5. 88, Übersetzer und Sprecher W. Lindow):

a) die hochdeutsche Vorlage:

Der FDP-Vorsitzende, Bundeswirtschaftsminister Bangemann, hat nach wochenlangen Spekulationen über seine politische Zukunft öffentlich seine Kandidatur für das Amt des Präsidenten der EG-Kommission angekündigt. In einem ARD-Interview sagte Bangemann, die Bundesregierung werde ihn zu einem der beiden deutschen EG-Kommissare benennen und dann mit ihm versuchen, die Präsidentschaftskandidatur durchzusetzen. Seine Ämter als Parteichef und Minister werde er aufgeben.

b) die niederdeutsche Version:

De Vörsitter von de FDP, Bundeswirtschaftsminister Bangemann, de hett nu öffentlich künnig maakt, he wull Kandidat sien för dat Amt för 'n Präsidenten bi de EG-Kommission. Över Weken hen weer vördem över de politische Tokunft von Bangemann spekeleert worrn. In'n Interview bi de ARD sä de FDP-Politiker, de Bundesregeern würr em as een von de beiden düütschen EG-Kommissare benömen un denn mit em versöken, de Kandidatur för de Präsidentschaft dörchtosetten. As Parteichef un as Minister würr he denn ut't Amt gahn.



Domänen des Niederdeutschen

Der niederdeutsche Text gibt den hochdeutschen inhaltlich genau wieder, wirkt aber gesprochen-sprachlicher. Genau hier, in der mündlichen Sprachrealisation, findet der Dialekt seine weiteste Verbreitung. Im Vergleich zu den aufs Mündliche bezogenen Kompetenzen des Sprechens und Verstehens sind die Fähigkeiten niederdeutscher Dialektsprecher beim Schreiben und Lesen viel geringer. Vermögen 35% aller Norddeutschen Niederdeutsch sehr gut/gut zu sprechen, 66% den Dialekt in gleichem Umfang zu verstehen, so können von den des Niederdeutschen kundigen nur 46% sehr gut/gut lesen und nur 8% von ihnen in dieser Qualität niederdeutsch schreiben.

Niederdeutsch ist also ungeachtet der reichen und vielfältigen Literatur heute vorwiegend Sprechsprache. Die sprachbezogenen Kompetenzen und Einschätzungen unterscheiden sich in den drei westniederdeutschen Dialektverbänden nur quantitativ, nicht qualitativ. Überall ist die Lese- und Schreibfähigkeit im Verhältnis zum Verstehen und Sprechen auffallend niedriger, wenn sich auch Unterschiede zwischen dem progressiven, d. h. integrierten Nordniedersächsisch und dem konservativen, d. h. differenzierten West- und Ostfälisch finden.

Hinsichtlich der Domänenenerweiterung ist auf das Verhältnis Niederdeutsch und Kirche zu verweisen. Nach bescheidenen Anfängen im 19. Jh. ist im Laufe der letzten 100 Jahre eine starke Bewegung für »Plattdüüsch in de Kark« entstanden. Von ihr zeugen die 1977 und 1986 herausgegebenen umfangreichen Predigtbände (Kröger 1977, Kröger 1986), die zugleich wichtige Dokumente für eine niederdeutsche Sachprosa sind.

Seit 1978 erscheint eine Zeitschrift für plattdeutsche Gemeindearbeit, »De Kennung«. Damit macht die Kirche, die an der Dialektisierung des Mittelniederdeutschen und der Einführung der Standardsprache in Norddeutschland maßgeblich beteiligt gewesen ist, am Niederdeutschen wieder etwas gut. Ungeachtet dessen nimmt die Mundart im kirchlichen Sprachleben nur einen bescheidenen Platz ein und wird hier auch nicht von allen Sprechern des Niederdeutschen gern gesehen.

Das moderne Niederdeutsch weist, der Nachrichtentext hat es schon gezeigt, eine auffällige Anlehnung an die Standardsprache auf, bei Aufgabe alter Dialekteigentümlichkeiten und charakteristischen

Binnenentlehnungen. Darin äußert sich die Integration zu einem ausgebauten Dialekt, der ganz bewußt nicht anstelle des Standards treten soll, sondern neben ihm. *Die Gefahr eines Auseinanderfallens von Gefühls- und Erkenntnisbereich auf Mundart und Hochsprache scheint nicht gegeben, ein Abgleiten der Mundart in Gefühligkeit wird schon durch die gesellschaftlichen Ziele der Gruppe verhindert* – so heißt es in einer Studie zum Thema »Jugendliche erlernen Niederdeutsch« (Diercks 1984).

Das Nebeneinander von Nieder- und Hochdeutsch, Dialekt und Standard, bildet die *nordeutsche Zweisprachigkeit*, die ihre Stütze auch darin findet, daß die eine Sprachform vor allem Sprechsprache, die andere Schreib- und offizielle Sprache ist. Beendet würde dieses Verhältnis nur bei einer umfassenden Einsprachigkeit, die aber, wie die Sprachwissenschaft immer wieder nachweisen kann, nicht der Normal-, sondern eher der Sonderfall ist. Um mit Mario Wandruszka zu schließen: *Eine menschliche Sprache ist kein in sich geschlossenes und schlüssiges homogenes Monosystem. Sie ist ein einzigartig komplexes, flexibles, dynamisches Polysystem, ein Konglomerat von Sprachen, die nach innen in unablässiger Bewegung ineinandergreifen und nach außen auf andere Sprachen übergreifen.*

Literaturhinweise

- Willy Diercks: Jugendliche erlernen Niederdeutsch. In: Quickborn. Zeitschrift für plattdeutsche Sprache und Dichtung 74 (1984), S. 87–94.
 Heinz Kloss: Über einige Terminologie-Probleme der interlingualen Soziolinguistik. In: Deutsche Sprache 5 (1977), S. 224–237.
 Heinrich Kröger (Hrsg.): Plattdüüsch Predigten ut us Tied. Leer 1977.
 Heinrich Kröger (Hrsg.): Dat Licht lücht in de Nacht. Plattdüüsch Predigten. Leer 1986.
 Claus Schuppenhauer (Bearb.): Niederdeutsch heute. Kenntnisse – Erfahrungen – Meinungen. Leer 1976.
 Dieter Stellmacher: Wer spricht Platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Leer 1987.
 Mario Wandruszka: Die Mehrsprachigkeit des Menschen. München 1979

Dr. Dieter Stellmacher ist Professor für Niederdeutsche Sprache und Literatur an der Universität Göttingen

INDUSTRIE-SPRACHE IM 19. JAHRHUNDERT

Erweiterung des sprachhistorischen Blickfeldes

Ausgangspunkt des Forschungsvorhabens zur Analyse ausgewählter Textsorten in Industriebetrieben des Rhein-Ruhr-Raums, das hier vorgestellt werden soll, ist die Feststellung, daß die sprachliche Vielschichtigkeit im 19. Jahrhundert nicht nur sprechsprachig, sondern auch schriftsprachig erheblich komplexer war, als die weitgehend an der Literatursprache orientierte deutsche Sprachgeschichtsschreibung dieser Epoche erkennen läßt. Zur Erweiterung des sprachhistorischen Blickfeldes bieten sich für diese Zeit verschiedene Kommunikationsbereiche an: die bürgerliche und proletarische Vereinskultur, der entstehende Parlamentarismus, die Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik zu zentralen Deutungsschemata und nicht zuletzt auch der Industriebetrieb, der sich im 19. Jahrhundert als gesellschaftliche Institution bildet und weit entfaltet.

Alle mit diesen Tätigkeitsfeldern angesprochenen Lebensbereiche sind im 19. Jahrhundert grundlegenden Veränderungen ihrer Strukturzusammenhänge ausgesetzt. Es ist daher zu erwarten, daß auch die soziokommunikativen Gliederungen und mit ihnen verbundene sprachliche Ausdruckssysteme entscheidende Wandlungen aufweisen. Derartige Entwicklungen sollen innerhalb des Industriebetriebs im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert beschrieben werden.

Methodisches Vorgehen

Methodisch wird dabei ein Verfahren der Beschreibung versucht, das als »top down«-Analyse bezeichnet werden könnte. Bei diesem Verfahren gehen wir aus von einer funktionalen Analyse der Textsorte, also einer Beschreibung der Funktion, die diese Textsorte in dem jeweils gegebenen soziokommunikativen Rahmen erfüllt. Es folgt eine Untersuchung der formalen und auch der inhaltlichen Tradition, die innerhalb der Textsorte wirksam sind und ein Blick auf sich wandelnde soziokommunikative Bedingungen im Laufe des 19. Jahrhunderts. Als vierter Schritt steht dann die Untersuchung des sprachlichen Niederschlags

dieser Fakten in den Texten an: also eine Sprachhandlungsanalyse als Textfunktionsanalyse, eine Untersuchung der Verarbeitung traditionsbedingter Rahmenfaktoren und der sprachlichen Reaktion auf soziokommunikative Veränderungen. Das Hauptproblem eines solchen Untersuchungsansatzes besteht derzeit noch darin, daß stringente Beziehungen zwischen soziokommunikativen Anforderungen, sozialen Handlungen, sprachlich vermittelten sozialen Handlungen und den dabei entstehenden Textsorten mit bestimmten semantisch-grammatischen Strukturen bisher noch nicht nachgewiesen sind. Kompliziert wird dieses Problem dadurch, daß sich gerade auf dieser Ebene der Wahl stilistischer Ausdrucksmittel einer bestimmten grammatischen Form der oben erwähnte Aspekt der traditionellen Bedingung der Textsorte auswirkt. Die Wahlmöglichkeiten, die ein Textproduzent bei der sprachlichen Realisierung einer bestimmten Textfunktionshierarchie hat, sind weitgehend vorgegeben durch die Textsortentraditionen, in denen die jeweilige Textsorte zum jeweiligen Zeitpunkt steht.

Materialgrundlage

Die Materialgrundlage zur Erforschung von industriespezifischen Textsorten stammt aus neun Werk- und Wirtschaftsarchiven des Rhein-Ruhr-Raumes und aus der Zeit von 1820 bis 1935, mit einem Schwerpunkt zwischen 1871 und 1914. Die Materialsammlung und die erste Aufbereitung wurde durch eine zweijährige Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (1984–1986) ermöglicht. Während dieser Zeit arbeiteten an diesem Projekt neben dem Verfasser Frau Ulrike Brandt-Schwarze und Herr Martin Overrath. Frau Brandt-Schwarze wird auch an der das Projekt abschließenden Monographie mitarbeiten. Die gesammelten Materialien stammen aus fünf Funktionsbereichen. Es handelt sich um *Personaltexte*, *Anweisungstexte*, *Arbeiterbriefe*, *Geschäftsbriefe* und *fachsprachliche Texte*. Der Industriebetrieb erscheint unter dem Gesichtspunkt der soziokommunikativen Funktionsbereiche von Sprache seit dem 19. Jahrhundert als ein zumindest sechsfach strukturiertes Ganzes: als Partner im Geschäftsverkehr, als Verwaltungsinstitution, als Produktions-

einheit, als Zentrum technischen Handelns, als Organisationsfeld menschlicher Gruppenbeziehungen innerhalb der Belegschaft und schließlich als juristische und politische Institution.

Anweisungstexte

Der Industriebetrieb als Partner im Geschäftsverkehr fungiert als Institution, die Rohstoffe kauft und Fertigprodukte verkauft. Die Textsorten, die in diesem Zusammenhang entstehen, entsprechen weitgehend kaufmännischen Textsorten. Das zeigen etwa auch erste Analysen von Teilen der Geschäftskorrespondenz Franz Haniels, die hier beispielhaft herangezogen werden sollen. Es ist jedoch zu vermuten, daß gegen Ende des Jahrhunderts der kaufmännische Charakter derartiger Korrespondenzen zurückgedrängt wird durch die zunehmend größere Bedeutung gewinnenden technischen und juristischen Aspekte. Die daraus abzuleitende These einer Technisierung bzw. Juristisierung der Textsorte kaufmännischer Geschäftsbrief wird noch zu überprüfen sein.

Mehr im Zentrum liegt der Industriebetrieb als Verwaltungsorganisation. In diesem Bereich wird eine größere Anzahl unterschiedlichster Sozialhandlungen zusammengefaßt, von der Finanzverwaltung und der Personalverwaltung bis zur wirtschaftlich-technischen Entscheidungsfindung. Die eindeutig dominierende Textsortengruppe dieses Bereichs ist jedoch die Gruppe der *Anweisungstexte*, denn Verwaltung ist primär mit dem Formulieren und Weiterleiten von Anweisungen beschäftigt. Die pragmlinguistische Ausgangsposition für Anweisungen ist ein unterschiedlich begründetes, jedoch immer hierarchisch strukturiertes Gefälle zwischen dem Formulierenden und dem Empfänger von Anweisungen. Man wird daher bei der sprachlichen Analyse derartiger Anweisungstexte davon ausgehen, daß es sich um Textsorten mit direktiven Sprachhandlungen als dominierender Sprachfunktion handelt. Technische Instruktionen und Bedienungsanweisungen bzw. -anleitungen für Maschinen gehören nur in den Randbereich der Anweisungstexte, obgleich sie, wie erste Stichproben ergeben haben, formal große Ähnlichkeit zu Anweisungs-

texten im engeren Sinne mit direktiven Textfunktionen aufweisen.

In einem Industriebetrieb des 19. Jahrhunderts wird man im Bereich der Anweisungshandlungen mit der Entwicklung von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit zu rechnen haben. Ursprünglich wird jede Anweisung in einem noch übersichtlichen, kleinen Betrieb mündlich gewesen sein. Schriftlichkeit dringt in den sich vergrößernden Industriebetrieben in die Textsorte »Anweisung« auf zwei Wegen ein. Einmal bedarf die sich ausbildende höhere und mittlere Verwaltungsebene schriftlich festgelegter Anweisungen, auch um die jeweiligen Entscheidungen juristisch abzuschern. Derartige Anweisungen werden in der Regel als »Zirkulare« bezeichnet, was zugleich einen Hinweis auf ihre Verteilungsform innerhalb der Abteilungen gibt. Sie haben anfangs besonders in den höheren Rängen die Textformen von Briefen, in denen der direkte Sprechakt-Charakter verdeckt ausgedrückt wird. Gegen Ende des Jahrhunderts und im Zuge der sich vergrößernden Industrieverwaltungen hält sich diese Textform jedoch nur noch innerhalb der obersten Ebene der Betriebsleitung, während die normale Verwaltungsanweisung immer deutlicher explizit direkte Sprechhandlungen aufweist.

Textsorte »Arbeitsordnung«

Der andere Weg, über den Schriftlichkeit in die Anweisungen eindringt, hängt mit den sich rapide vergrößernden Zahlen der Arbeitskräfte zusammen. Schon vor der Jahrhundertmitte bildet sich daher in der Arbeitsordnung eine Textsorte für die allgemeinen Arbeitsanordnungen an die Fabrikarbeiter heraus. Diese Arbeitsordnung wird anfangs in der Fabrikhalle offen ausgehängt und dem Arbeiter beim Eintritt in die Fabrik vorgelesen. Später dann erhielten alle Arbeiter zusammen mit ihrem Arbeitsvertrag eine Arbeitsordnung ausgehändigt, was sicherlich auch mit dem zunehmenden Alphabetisierungsgrad der Arbeiterschaft während des 19. Jahrhunderts zusammenhängt. An einer Untersuchung der Textsorte »Arbeitsordnung« innerhalb einer Fabrik über 100 Jahre hinweg habe ich interessante Veränderungen in der Struktur der Ausdrucksformen für die hier dominierenden direkten Sprachhandlungen aufzeigen können, die einerseits auf Unpersönlichkeit der Aussageform und andererseits auf Verschleierung des direktiven Charakters der Aussage hinausläuft. Aber an dieser Analyse zeigte sich zugleich, wie außerbetriebliche Einflüsse, etwa die Gewerbegesetzgebung und das Tarifvertragswesen, in eine solche Textsorte eingreifen und ihre Aus-

drucksformen verändern. Bei der Textsorte der Arbeitsordnung wie auch bei anderen, auf Arbeiter bezogene Anweisungstextsorten – der Arbeitsinstruktion, der Arbeitsplatzordnung oder spezieller Instruktionen für besonders gefährliche Arbeiten – entstammen die Textsorten natürlich nicht wie in der höheren Verwaltung der Brieftradition, sondern der Tradition behördlicher Verordnungen. In der preußischen Behördentradition wird man die Formvorbilder für derartige Textsorten suchen müssen. Inwieweit in den uns nicht mehr faßbaren mündlichen Anweisungstexten die militärische Befehlstradition die Formen vorgegeben hat, kann nicht geklärt werden.

Das Korpus der Anweisungstexte, das für das vorliegende Projekt zusammengestellt worden ist, wird einerseits hinsichtlich seiner soziokommunikativen Entstehungsbedingungen und der dabei wirksamen Traditionen untersucht. Andererseits wird es jedoch auch nach textsorteninternen Aspekten gegliedert und verglichen. Derartige Aspekte sind etwa: der Einzelne, eine Teilgruppe oder die Gesamtgesellschaft als Zielgruppe der Anweisung, der mehr fachliche oder der mehr institutionell-organisatorische Inhalte der Anweisung, Unterschiede im Verbindlichkeitsgrad der Anweisung von der Quasi-Gesetzeskraft bis zur Empfehlung, und auch die Distributionsform der Anweisung als Aushang, als Zirkular usw. Nur ein Vergleich der jeweils für unterschiedliche Funktionen unter den vorgegebenen Traditionsbedingungen gewählten grammatisch-stilistischen Formen liefert das Spektrum der in einem bestimmten Zusammenhang möglichen Formen.

Personaltextsorten

Neben den Anweisungstexten als zentraler Textsorte im Industriebetrieb als Verwaltungsorganisation steht in dem Projekt, über das hier berichtet wird, der Komplex der Personaltexte im Vordergrund, durch den der Industriebetrieb als Konzentrationspunkt großer Mengen von Beschäftigten in den Blick gerät. Hier soll versucht werden, den »betrieblichen Lebenslauf« eines Beschäftigten in den schriftlichen Textsorten zu rekonstruieren, die sich in den Archiven finden. Dabei erfaßt man jedoch in der Regel nicht einen betrieblichen Lebenslauf eines Arbeiters, sondern nur Lebensläufe von mittleren und höheren Angestellten, da nur diese sich in den Archiven finden. Die Personaltextsorten umfassen Textsorten im Vorfeld des Beschäftigungsverhältnisses, Textsorten im Laufe des Beschäftigungsverhältnisses und Textsorten zur Beendigung des Beschäftigungsverhältnisses. Zu

unserem Korpus gehören Anwerbeannoncen, Bewerbungsschreiben, Lebensläufe, Anfragen bei ehemaligen Arbeitgebern, Einstellungsschreiben, Einstellungsdankschreiben und Arbeitsverträge; Bescheinigungen für unterschiedliche Zwecke, Beschwerden und Denunziationen, Gesuche und Rückschreiben; Kündigungen durch Arbeitgeber, Kündigungen durch Arbeitnehmer, Arbeitszeugnisse und Auskünfte an den eventuell neuen Arbeitgeber. Ausführlich werden für das vorliegende Projekt die Bewerbungsschreiben einschließlich der oft integrierten Lebensläufe und die Arbeitszeugnisse als Textsorten untersucht. Diese und auch die anderen Personaltextsorten sind für sich insofern von zentraler Bedeutung, als sie sich auf der Grundlage bestimmter traditioneller Vorbilder erst mit der Entstehung der industriellen Angestelltenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausbilden. Hier entstehen also durch die soziale Entwicklung neue kommunikative Funktionen, für die entsprechende Textsorten sich entwickeln.

Arbeiterschriftsprache

Ein weiteres Teilkorpus für die vorliegenden Analysen, das auch in den Bereich der Personalkonzentration gehört, besteht aus etwa 100 Briefen von Arbeitern an die Betriebsleitung, die hauptsächlich Beschwerden über Wohnverhältnisse und Denunziationen enthalten. Über dieses Textkorpus soll die Arbeiterschriftsprache des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts erfaßt werden. Erste Analysen haben einmal die starke Bindung derartiger Texte an die gesprochene Sprache erkennbar werden lassen. Der Arbeiter lernt in der Volksschule die zentralen schriftlichen Textsorten für sein künftiges Leben nur sehr rudimentär kennen. Deswegen muß er bei der Formulierung etwa von Briefen auf Textsortenstrukturen der gesprochenen Sprache ausweichen, und zwar sowohl in der Syntax und Grammatik als auch auf der Laut-Orthographie-Ebene. Zum anderen wird in den Arbeiterbriefen eine starke stilistische Bindung an Textsortentraditionen der Behörden und der Kirchen erkennbar.

(Die beiden anderen Funktionsbereiche des Industriebetriebs, als Partner im Geschäftsverkehr und als Produktionsstätte, werden in dem Forschungsvorhaben nur am Rande untersucht. Für die wirtschaftlichen Aspekte des Industriebetriebs liegt ein Korpus von Geschäftsbriefen des Industriellen Franz Haniel vor, an dem der Übergang vom Stil des kaufmännischen Geschäftsbriefes aus dem Kontor zum industriellen Geschäftsbrief untersucht werden soll. Dazu soll das auch com-

puterlesbare Analyseinstrument verwendet werden, das Inger Rosengren und ihr Team für die Analyse gegenwartssprachlicher Geschäftsbriefe entwickelt haben, und das auch von einer Textfunktionsanalyse ausgeht.)

Angepaßte Fachsprache

Bei der Untersuchung des Industriebetriebs als Produktionsstätte kommt der Aspekt in den Blick, der bisher fast immer im Vordergrund derartiger Analysen gestanden hat, der fachsprachliche Aspekt. Auch hier haben wir es mit einem Modernisierungsprozeß zu tun, bei dem überkommene fachsprachliche Traditionen und fachsprachliche Fremdeinflüsse aus den internationalen Verflechtungen der industriellen Entwicklung sich beim Aufbau neuer, industrieller Fachsprache-Formen verbinden. Untersucht werden soll diese Entwicklung am Beispiel der Einführung eines neuartigen Produktionsverfahrens in einer Firma, nämlich an der Einführung des »Siemens-Martin-Verfahrens« zur Stahlherstellung bei der Firma Krupp in den Jahren 1869 bis 1873/74.

An einem solchen Beispiel läßt sich die zentrale Problemstellung eines solchen Prozesses deutlich aufzeigen: Wie wird die wissenschaftliche und die fremdsprachige Fachsprache, die mit der Sache selbst übernommen wurde, innerhalb des Betriebes auf den Ebenen von der wissenschaftlich-technischen Planung über die technisch-praktische Verwirklichung bis hin zum normalen Betrieb einer solchen Anlage durch Meister, Vorarbeiter und Hilfsarbeiter gewandelt und angepaßt? Archivalisch greifbar ist dieser Prozeß natürlich nur bis etwa auf die Meister- oder Facharbeiterebene. Und es zeigt sich schon bei der ersten Sichtung des Materials, daß eine Schaltstelle für derartige Entwicklungen offensichtlich innerbetriebliche Einweisungs- und Fortbildungskurse für diese Beschäftigungsgruppen gewesen sind.

Die Arbeiten in diesen Analysebereichen sind im Gange. Das Manuskript der geplanten Publikation der Untersuchungsergebnisse soll zu Beginn des nächsten Jahres abgeschlossen sein.

Klaus J. Mattheier

Dr. Klaus J. Mattheier ist Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Heidelberg

Werne den 17. 4. 1906
 Hof-Inspektoren Essen
 Mein ich fünften Libam von Brief mir
 Gernßen kann erzählten mir man
 Frau der Kollonin Aufsicht General
 einen Augenblick und gesagt mir
 sollten in die Markt Dresden in der
 dritten Post gehen, mir werden ab
 leicht in Pöndt wofür bleiben, dann
 in dritten Post die beiden Jungen
 ist mir und mir Frau ein
 wenig in England den Hof bis 72 Jahr
 und mir Frau 64 Jahr. Hof-Mosun
 mir schon 11 Jahr in die Post Mosun
 und 9 Jahr. Ich bin in die Hof-Mosun
 Hof-Mosun, das selbst will in der
 Hof-Mosun bitten und mit letzten
 Mosun bleiben. Hof-Mosun Moll
 bitten bitten bitten Gustav Markgraf
 G. R.

Faksimile eines Arbeiterbriefs aus dem Jahre 1906

Ader edelste, ursprünglichste aller laute, aus brust und kehle voll erschallend, den das kind zuerst und am leichtesten hervor bringen lernt, den mit recht die alphabete der meisten sprachen an ihre spitze stellen.

BA – ein ausruf verdrossenen, gleichgültigen, abweisenden stauens, in der älteren sprache nicht aufzuweisen, ... litauisch bedeutet ba allerdings, jawol.

E – ein unursprünglicher, darum auch schwankender, unbestimmter vocal, der in unsrer sprache allzu sehr um sich gegriffen und ihren wollaut beeinträchtigt hat.

*Jacob Grimm, Deutsches Wörterbuch

Aus dem Inhalt

NS-Deutsch. Ein neues Glossar von Michael Kinne	S. 3
Erwerb der Schriftsprache von Johannes Stoffers	S. 4
Deutsche Sprache in der DDR von Manfred W. Hellmann	S. 5
Die Sprache der »Betroffenheit« von Uwe Hinrichs	S. 7
Plattdüütsch von Dieter Stellmacher	S. 12
Industrie-Sprache im 19. Jh. von Klaus J. Mattheier	S. 14